

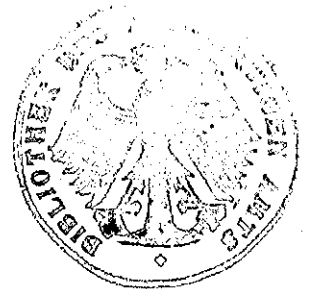
11
18

Deutsche Kolonialbestrebungen.

Angra Pequena und Südwestafrika,

beleuchtet

von
Hirsch
Dr. F. Fabri.



Das Congo-Gebiet,

geschildert

von
Freder
Freiherrn Dr. M. von Danckelman.

3587.

Elberfeld, 1884.

Verlag von N. S. Friderichs.



507/4115

48/570 11

Der nachfolgende Bericht über die am 5. Juni in der Tonhalle zu Düsseldorf abgehaltene III. ordentliche Generalversammlung und die sich daran anschließenden öffentlichen Verhandlungen des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export ist zunächst für die Mitglieder des letzteren bestimmt.

Angeichts der lebhaften Teilnahme jedoch, welche die deutschen Kolonialbestrebungen zur Zeit, und namentlich seit der jüngsten erfreulichen Stellungnahme der Reichs-Regierung, in der öffentlichen Meinung Deutschlands finden, schien es dem Vereins-Vorstande angezeigt, diese Blätter auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dürfen doch die beiden darin enthaltenen größeren Vorträge, der des Dr. F. Fabri über Angola Pequena und Südwestafrika und der des Freiherrn Dr. N. von Danckelman über das Congo-Gebiet, wohl als erste deutscherseits veröffentlichte eingehendere sachverständige Beleuchtungen der Verhältnisse dieser für die deutsche Kolonialpolitik gegenwärtig ganz besonders in Betracht kommenden Länderstrecken angesehen werden.

Es steht somit zu hoffen, daß diese Publikation als ein Beitrag zur Klärung der Ansichten in der Kolonialfrage auch außerhalb unseres Vereins mit Interesse aufgenommen werden wird. Möchte die vertrauensvolle und thatenlustige, aber sich gleichzeitig von allzuhochgespannten Erwartungen fernhaltende Stimmung, welche die nachfolgenden Verhandlungen durchweht, in deutschen Volke immer breiteren Boden gewinnen.

Elberfeld, im Juni 1884.

Der Schriftführer
des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export:
Ernst Scherenberg.

I. Generalversammlung.

Vorsitzender Dr. F. Fabri (Godesberg) eröffnet die Versammlung gegen 11³/₄ Uhr vormittags mit folgenden Worten: M. H.! Ich eröffne die dritte ordentliche Generalversammlung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export. Wie in den Vorjahren, so hat es dem Vorstande auch in diesem Jahre richtig erschienen, unsere heutige Versammlung in zwei Teile zerfallen zu lassen, zunächst in die Generalversammlung für die geschäftlichen Mitteilungen, welche nach dem Statut nötig sind, und sodann in eine öffentliche Versammlung. Im Hinblick auf die letztere erlaube ich mir, indem ich für Ihr zahlreiches Erscheinen freundlichst danke, ohne weiteres in die heutige Tagesordnung einzutreten und ersuche den Herrn Schriftführer, uns seinen Jahresbericht mitteilen zu wollen.

Handelskammersekretär Ernst Scherenberg (Elsfeld):

Hochgeehrte Versammlung! In der am 7. März v. J. abgehaltenen letzten Generalversammlung ermächtigten Sie Ihren Vorstand, mit der Vertretung des Deutschen Kolonialvereins in Frankfurt a. M. in Verhandlungen bezüglich einer organischen Verbindung zu treten und auf Grund derselben jede ihm geeignet scheinende Vereinbarung endgültig zu treffen und alle hiernach nötig werdenden Statutenänderungen definitiv vorzunehmen.

Sie gingen dabei von dem richtigen Grundsatz aus, daß bei allem Wert, der auf die Erhaltung unserer so lebenskräftigen Vereinigung zu legen sei, doch im Interesse der großen kolonialpolitischen Ziele des Westdeutschen Vereins an die Stelle der bisherigen unvermeidlichen, eine erspriechliche Tätigkeit gegenseitig lähmenden Konkurrenz ein harmonisches Zusammenwirken mit dem Deutschen Kolonialverein zu treten habe.

Die im Sinne Ihres Beschlusses alsbald nach der Generalversammlung seitens des Vorstandes eingeleiteten Verhandlungen mit dem Deutschen Kolonialverein haben, da sie zu einem definitiven Abschluß eigentlich erst im Dezember 1883 kamen, dem verfloffenen Jahre unseres Vereinslebens notwendig den Charakter eines Übergangsstadiums aufprägen müssen.

Die Vereinbarung mit Frankfurt, wie sie schließlich durch beiderseitiges Entgegenkommen festgestellt wurde, sicherte, während sie die naturgemäße Einordnung unseres Vereins als eines Zweigvereins in den sich über das ganze Reich erstreckenden Deutschen Kolonialverein aussprach, doch die provinzielle Selbständigkeit des ersteren vollkommen. Die verhältnismäßig wenigen außerhalb der Provinzen Rheinland und Westfalen wohnenden Mitglieder unseres Vereins wurden mit ihrer Zustimmung an den Deutschen Kolonialverein überwiesen. Im Übrigen wurde vereinbart, daß, während alle Mitglieder unseres Vereins nunmehr selbstverständlich

vollberechtigte Mitglieder des Deutschen Kolonialvereins wurden, alle aus Rheinland und Westfalen direkt bei dem Deutschen Kolonialverein angemeldeten Mitglieder fortan zugleich auch vollberechtigte Mitglieder unseres Westdeutschen Vereins seien und auch für diese ein bestimmter Jahresbeitrag in unsere Kasse zu fließen habe. Jede einzelne der beiden die Mitgliederbeiträge gesondert einziehenden Kassen (in Frankfurt und in Düsseldorf) hatte hiernach für das Jahr 1883 pro Mitglied 3 Mark mit der anderen zu verrechnen. In Anbetracht der Kosten indessen, welche die an die Stelle der bis zum Schluß des Jahres 1883 von Herrn Dr. Tim. Fabri redigirten „Kolonialpolitischen Korrespondenz“ als Vereinsorgan getretene „Deutsche Kolonialzeitung“ dem Frankfurter Bureau verursacht, mußte diesseits für das Jahr 1884 und die Folge eine Erhöhung des unsererseits nach dort abzuliefernden Beitrages zugestanden werden. Wir haben demnach für jedes unserer Mitglieder von dem Jahresbeitrag von 6 Mark nach Frankfurt nunmehr 4 Mark abzuliefern, während wir für jedes direkte Mitglied des Deutschen Kolonialvereins in Rheinland und Westfalen von Frankfurt 2 Mark vergütet erhalten.

Die provinzielle Selbstständigkeit des Westdeutschen Vereins, deren bereits Erwähnung geschehen und deren Zweckmäßigkeit auch von dem Vorstände des Deutschen Kolonialvereins voll anerkannt wird, hat ihren Ausdruck u. a. auch in dem Fortbestehen eines eigenen, wenn auch gegen früher in seiner Wirkungssphäre und seinen Mitteln beschränkteren Bureaus gefunden. Bis zum Schluß des Jahres 1883 wurde dasselbe von Herrn Dr. Tim. Fabri, der bis in den Sommer hinein zugleich auch in der Geschäftsführung des Deutschen Kolonialvereins in Frankfurt thätig war, geleitet. Nachdem derselbe jedoch im Herbst als Sekretär der Handelskammer des Kreises Lemmer von Düsseldorf nach Remscheid übergesiedelt war, sah er sich zum lebhaften Bedauern des Vorstandes durch die Arbeiten seines neuen Amtes veranlaßt, seine seit August 1882 versehene Stellung als Schriftführer unseres Vereins niederzulegen. Durch Vorstandsbeschluß zu seinem Nachfolger berufen, habe ich seit Anfang dieses Jahres die Ehre, die Geschäfte Ihres in Folge dessen nach Elberfeld verlegten Vereinsbureaus zu führen.

Die Ausbreitung unseres Vereins hat wiederum erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der direkten Mitglieder des Westdeutschen Vereins ist seit der letzten Generalversammlung von 421 auf gegenwärtig 625 gestiegen. Hierzu treten die direkten Mitglieder des Deutschen Kolonialvereins in der Zahl von 433. Macht in Summa auf Rheinland und Westfalen 1058 Mitglieder. Da die Gesamtzahl der Mitglieder des Deutschen Kolonialvereins gegenwärtig circa 4100 beträgt, so entfällt also auf unseren rheinisch-westfälischen Bezirk mit seiner reich entwickelten Industrie allein ein volles Viertel der Mitgliederzahl in ganz Deutschland.

Der 65 Mitglieder zählende Verein für Kolonialpolitik zu Bielefeld, welcher sich im November v. J. konstituierte, hat sich vor Kurzem dem Westdeutschen Verein als Sektion angeschlossen. Der Vorstand, welcher die Bildung derartiger örtlicher Vereinigungen im Interesse der Förderung unserer Bestrebungen für durchaus wünschenswert erachtet, wird der heutigen Generalversammlung einen Antrag auf Änderung, resp. Erweiterung der Satzungen mit Bezug auf die Errichtung solcher Sektionen vorlegen.

Der Vorstand hielt in der Zwischenzeit 7 Sitzungen ab. Kooptiert wurden als Vorstandsmitglieder seit der vorjährigen Generalversammlung folgende Herren: In der Sitzung vom 21. April v. J. Handelskammersekretär Bernharbi, Dortmund; Kommerzienrat Delius, Bielefeld; Mittergutsbesitzer Dverweg auf Haus Reichsmark bei Westhofen; Kommerzienrat Ebdinghaus, Herlohn; Bergrat Dr. Schulz, Bochum; Amtsrichter Schmieding, Dortmund; Kommerzienrat Wegeler, Koblenz; in der Sitzung vom 20. Oktober v. J. Herr F. A. Krupp, Essen; in der Sitzung vom 8. Dezember v. J. Dr. Timotheus Fabri (nach seinem Ausscheiden als Schriftführer); in der Sitzung vom 8. März d. J. Professor Klein, Bonn, und in der heutigen Vorstandssitzung Herr Carl von der Heydt, Elberfeld.

Während Herr Kommerzienrat Wegeler nicht in der Lage war, die Wahl anzunehmen, sah sich Herr Bergrat Dr. Schulz zu unserem Bedauern genötigt, schon nach kurzer Zeit aus dem Vorstand wiederum auszuschcheiden.

Ausgetreten ist ferner Herr Konsul H. S. Meier, Bremen, da ihm sein entfernter Wohnsitz leider die regelmäßige Teilnahme an unseren Sitzungen nicht gestattete. Endlich ist dem Präsidium heute ein Schreiben des Herrn Dr. Feris = Barmen zugegangen, in welchem derselbe mit Rücksicht auf seine demnächstige Übersiedelung ins Ausland seinen Austritt aus dem Vorstande erklärt. Wir sehen den Genannten mit um so größerem Bedauern aus unserer Mitte scheiden, als derselbe seit Gründung des Westdeutschen Vereins nicht nur ein thätiges und geschäftes Mitglied des Vorstandes gewesen ist, sondern bekanntlich während der ersten 1½ Jahre auch als Schriftführer desselben unseren Bestrebungen wesentliche Dienste geleistet hat. Die Zahl der Vorstandsmitglieder, welche statutenmäßig 36 betragen kann, beläuft sich demnach zur Zeit auf 34.

Agitatorisch für die Zwecke des Vereins wurde durch die Presse und durch Vorträge in verschiedenen großen Städten unseres Bezirks so wirksam gesucht. Eine sehr zahlreich auch aus weiterer Umgegend besuchte Versammlung ist durch Ihren Herrn Vorsitzenden und Ihren Schriftführer am 29. März in Hagen abgehalten worden und hat dem Verein in dem genannten wichtigen Industriekreise neuen Boden gewonnen. Derselbe verdient aber auch um deswillen eine besondere Erwähnung, weil auf ihr in erfreulichster Weise zu Tage trat, daß die Bestrebungen unseres Vereins bei den verschiedensten politischen Parteien dem gleichen Wohlwollen und Interesse begegnen. — Zur Anbahnung einer umfassenderen Organisation von Vorträgen für das neue Vereinsjahr hat der Vorstand diese Angelegenheit als Punkt 4 auf die Tagesordnung der heutigen Versammlung gesetzt.

Als ein günstiges Zeichen der Weiterentwicklung rein praktischer Thätigkeit über See ist die im letzten Winter erfolgte Konstituierung der südamerikanischen Kolonisationsgesellschaft zu Leipzig auf Grund mehrjähriger gemeinsamer Vorarbeit des Leipziger und unsres Vereins zu begrüßen. Wir erblicken in ihr den ersten, wenn auch schwierigen Anfang deutscher Vereinsthätigkeit entsprossener überseeischer Produktiv-Assoziationen. Wiederholt aber müssen wir betonen, daß von seiten des Vereins als solchen keinerlei direkte praktische Kolonisationsthätigkeit ausgeübt werden kann und soll. Seiner Hauptaufgabe, hierzu anzuregen, ist derselbe, wie wir konstatieren

dürfen, auch im abgelaufenen Geschäftsjahre mit Erfolg gerecht geworden. Über die verschiedenen nach unserer Kenntnis in Vorbereitung begriffenen Pläne privater überseeischer Unternehmungen können der Natur der Sache nach öffentliche Mitteilungen nicht gemacht werden; aber auch schon, was in den letzten Wochen und Monaten in der deutschen Presse in dieser Beziehung verlautete, liefert einen sprechenden Beweis dafür, daß der deutsche Unternehmungsgeist sich immer lebhafter für die kolonialisatorischen Aufgaben unsres Volks zu interessieren beginnt.

Die erfreulichste Wahrnehmung aber, mit deren Erwähnung dieser kurze Bericht geschlossen werden darf, ist die, daß die deutsche Reichsregierung nunmehr allem Anscheine nach die Zeit gekommen erachtet, um aus ihrer, der Kolonialbewegung gegenüber bisher — zweifelsohne aus wohl erwogenen politischen Gründen — beobachteten Reserve herauszutreten. (Sehr richtig!) Die Vorlage betreffend die Unterstützung überseeischer Dampferlinien, die Entsendung eines Vervandungskonsuls nach der südwest-afrikanischen Küste, die Errichtung einer Kohlen- und Marinestation auf der Insel Fernando Po, das energische und erfolgreiche Auftreten unsres Auswärtigen Amtes in der Angelegenheit des englisch-portugiesischen Congovertrages (Bravo), endlich die unzweideutige Erklärung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck an den deutschen Konsul in der Kapstadt, daß die Niederlassungen des Bremer Handelshauses Silberh in Angra-Bequena unter dem Schutz des Reiches stehen (Laute Bravorufe) — alle diese Thatsachen sind nicht mißzudeutende Zeichen dafür, daß der geniale Leiter unsrer auswärtigen Politik gesonnen ist, in der ihm eigenen zielbewußten Weise die deutschen Interessen und die deutsche Macht nunmehr auch bei der Entscheidung überseeischer Fragen kräftig in die Waagschale zu werfen. (Lebhafter Beifall.) Unser Westdeutscher Verein aber darf sich mit Gemüthung sagen, daß zu diesem von uns allen so freudig begrüßten Ergebnisse auch die von ihm seit nunmehr vier Jahren ausgeübte agitatorische Thätigkeit an ihrem Teile fruchtbringend mitgewirkt hat. (Beifall.)

Vorsitzender: Indem ich dem Herrn Schriftführer für den erstatteten Bericht verbindlichst danke, möchte ich die Frage an die Versammlung stellen, ob in Beziehung auf den Jahresbericht irgend einer der Herren das Wort zu ergreifen wünscht? — Da dies nicht der Fall zu sein scheint, so gehen wir zum zweiten Gegenstande unserer Tagesordnung über: Kassenbericht. Ich ersuche den Kassierer unsres Vereins, Herrn Kommerzienrat Pfeiffer, uns einen kurzen Bericht über den Stand der Kassenangelegenheiten geben zu wollen.

Kommerzienrat W. Pfeiffer (Düsseldorf): Über die Kassenverhältnisse im Jahre 1883 habe ich, wie folgt, zu berichten: Der aus dem Jahre 1882 übernommene Baarbestand betrug M 1376.20. Im Laufe des Jahres gingen ein: a) an regelmäßigen Beiträgen der Mitglieder M 5742.50, b) an einmaligen außerordentlichen Zuwendungen M 2811. Die Einnahmen betragen somit in Summa M 9929.70. Diefen gegenüber stehen folgende Ausgaben: a) für die den Mitgliedern gelieferte Zeitschrift „Expor“ M 2377, b) für Miete des Bureaus, Gehalt des Schriftführers, Reisekosten, Druckfachen, Insertionen zc. M 6059.22. In Summa M 8436.22. Es bleibt also am Schlusse des Jahres 1883 ein

Bestand von M 1493.48, aus dem noch eine an den Deutschen Kolonialverein in Frankfurt a. M. zu leistende, das Jahr 1883 betreffende Zahlung zu berichtigen ist.

Regierungsrat Dr. Königs (Düsseldorf): M. H.! Wie Sie aus dem Kassenbericht entnommen haben werden, sind unsere Finanzverhältnisse sehr günstige. Die Unkosten werden rund 2400 M betragen, und da wir es im Laufe des Jahres wohl auf 1200 Mitglieder bringen werden, so wird der in unsere Kasse fließende Beitrag von je 2 M gerade ausreichen, um unsere Ausgaben zu decken. Es ist daher für dieses Jahr nicht notwendig, Garantiescheine einzufordern. Die Rechnung, die ich im Auftrage des Vorstandes geprüft, hat sich in musterhafter Ordnung befunden; ich möchte Sie daher auffordern, gemäß §. 9 des Statuts unserm Kassierer Entlastung zu erteilen und füge dazu den Antrag, denselben für die musterhafte und sorgfältige Kassenführung unsern Dank auszusprechen. (Bravo).

Vorsitzender: Ich bitte diejenigen Mitglieder, welche die beantragte Decharge erteilen wollen, sich zu erheben, und möchte dies zugleich als ein Zeichen des Dankes für die Mühewaltung unsres verehrten Herrn Kassierers betrachten. (Die ganze Versammlung erhebt sich.) Wir kommen nun zum dritten Punkte der Tagesordnung: Antrag des Vorstandes auf Änderung der Statuten (betreffend die Bildung von Sektionen).

M. H.! Es ist gewiß keine angenehme Sache, wenn in jeder Generalversammlung, wie es bei uns bis jetzt geschehen ist, eine Änderung der Statuten vorgeschlagen wird; es zeigt dies jedenfalls, daß eben unsere neue koloniale Vereinsbildung in den letzten Jahren noch im Fluß des Wandens gewesen ist. Dasjenige, was wir heute in Beziehung auf die Änderung des Statuts zu beantragen haben, bezieht sich nun einfach auf die Bildung von Sektionen. Ich ersuche nunmehr den Herrn Schriftführer, Ihnen diejenigen Punkte unsres Statuts, welche durch Ihren Beschluß einer Änderung unterzogen werden sollen, mitzuteilen.

Schriftführer: Der Vorstand erlaubt sich, Ihnen vorzuschlagen, hinter §. 3 folgenden Zusatzparagraphen mit Bezug auf die Bildung von Sektionen einzuschalten:

„Wo das Bedürfnis vorliegt, können die Mitglieder eines räumlich begrenzten Bezirks zu einer Sektion zusammentreten. Dieselben haben einen Sektionsvorstand zu wählen und sind, sobald ihre Mitgliederzahl mindestens 50 beträgt, berechtigt, ein Mitglied zur Kooptation in den Vereinsvorstand vorzuschlagen, sofern die Sektion in demselben nicht bereits durch ein Mitglied vertreten und sofern die im § 5. festgesetzte Maximalzahl des Vereinsvorstandes noch nicht erreicht ist.“

Die Bildung einer Sektion ist alsbald dem Vereinsbureau anzuzeigen. Die Kosten der Sektionen sind von den Sektionsmitgliedern selbst bis zu der von ihnen festgesetzten Höhe aufzubringen. Der Vereinsvorstand wird auf Wunsch der Sektionen die Abhaltung geeigneter Vorträge vermitteln und die Honorierung der Nebner ganz oder teilweise aus der Vereinskasse bestreiten, soweit deren Mittel dies gestatten.“

Vorsitzender: Wünscht jemand das Wort zu der eben verlesenen Änderung des Statuts? — Wie Sie sehen, bezieht sich dieselbe darauf, daß die Sektionsbildung in den verschiedenen Städten und Bezirken

erleichtert werden soll. Es ist einleuchtend, daß dies für die weitere Gestaltung unseres Vereinswesens von ganz besonderer Bedeutung ist; es genügt ja in der That nicht, daß wir einen Gesamtvorstand für Rheinland und Westfalen haben, welcher das Jahr etwa sechs Mal zu Sitzungen zusammentritt und einen größeren Kreis von Freunden einmal zu einer General-Versammlung einlabet, sondern die Agitation für die koloniale Entwicklung wird wesentlich dadurch gefördert werden, daß in den einzelnen großen Städten sich auch wirkliche Gruppen von Freunden unserer Sache zu Sektionen zusammenschließen. — Da niemand das Wort ergreift, so nehme ich an, daß die vom Vorstande Ihnen foeben vorgeschlagene Änderung des Statuts Ihre Genehmigung gefunden hat.

Wir gehen nunmehr zum vierten Punkte der Tages-Ordnung über: Organisation von Vorträgen.

Ebenso dringend wie die Bildung von Sektionen für die Förderung der kolonialen Entwicklung notwendig und erwünscht ist, so ist es auch die fortgesetzt belehrende Agitation durch Vorträge, und es sind ja, sowohl von uns, als auch im letzten Winter von Seiten des Deutschen Kolonialvereins, bereits mit Erfolg Anfänge hierzu gemacht worden. Der Vorstand unseres Westdeutschen Vereins erachtet es nun für seine Pflicht, namentlich im Hinblick auf den nächsten Winter, eine ganz bestimmte Organisation von Vorträgen in Rheinland und Westfalen zu schaffen, und er wird das natürlich in einem gewissen Kartellverhältnisse zum Deutschen Kolonialverein und anderen Vereinen thun. — Ich möchte mir nun noch die Frage erlauben, ob vielleicht der eine oder andere der Herren noch irgend etwas in dieser Beziehung mitzutheilen oder zu beantragen hätte? — Das scheint nicht der Fall zu sein, und ich nehme daher an, daß Sie alle mit der Organisation von Vorträgen für den nächsten Winter durchaus einverstanden sind und sie als eine Förderung der uns am Herzen liegenden Angelegenheit betrachten.

Wir kommen demnach zu Punkt 5 der Tagesordnung: Ergänzungswahl des Vorstandes, und ich ersuche den Herrn Schriftführer, die diesbezüglichen Mittheilungen zu machen.

Schriftführer: W. H.! Wie Ihnen schon im Jahresbericht mitgeteilt wurde, besteht der Vorstand zur Zeit aus 34 Mitgliedern. Nachdem in den beiden ersten Jahren je ein Drittel der Mitglieder durchs Los ausgeschieden, ist nach unseren Statuten in diesem Jahre zum ersten Mal die Anciennität für das Ausscheiden der Mitglieder bestimmend, und es treten demgemäß in der heutigen Generalversammlung folgende 11 Herren aus dem Vorstande aus: Dr. theol. F. Fabri, Vorsitzender (Godesberg), Kommerzienrat Kub. Weyermann (Beichlingen), Handelskammerpräsident D. Andreae (Mülheim a. Rh.), Generalsekretär Bueck (Düsseldorf), Arthur vom Rath (Köln), Direktor A. Thielen (Laar b. Ruhrort), Gustav Bunge (Köln), Landrat Geh.-Reg.-Rat Melbeck (Solingen), Reg.-Rat Dr. Königs (Düsseldorf), Louis Simons (Eberfeld) und W. Erdlenz (M. Glabbach). Für diese Herren ist also eine Neuwahl heute vorzunehmen.

Dr. Wittenstein-Warmen: Ich möchte mir den Vorschlag erlauben, die ausscheidenden Vorstandsmitglieder in dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste um den Verein per Akklamation wiederzuwählen. (Allseitige Zustimmung).

Vorsitzender: Ich nehme also an, daß Sie mit diesem Vorschlage einverstanden sind, und betrachte damit die Herren für wiedergewählt.

Vorsitzender: Zu Punkt 6 unserer Tagesordnung: Etwaige Anträge von Mitgliedern, bemerke ich, daß schriftlich irgend welche Anträge mir nicht zugekommen sind. Darf ich fragen, ob vielleicht doch noch das eine oder andere Mitglied irgend etwas für diese Versammlung Geeignetes mitzutheilen oder zu beantragen hätte? — Wenn dies nicht der Fall ist, so ist unsere heutige Tagesordnung erledigt.

Ich erlaube mir noch, zur Kenntniß der Versammlung zu bringen, daß Herr Regierungspräsident Freiherr v. Berlepsch sein lebhaftes Bedauern ausgesprochen hat, durch dringende Geschäfte verhindert zu sein, der heutigen Versammlung beizuwohnen. Hiermit schließe ich die dritte ordentliche Generalversammlung mit der Bitte, der nach 12 $\frac{1}{2}$ Uhr weiter stattfindenden öffentlichen Versammlung hier beizuwohnen zu wollen.

II. Öffentliche Versammlung.

Die Versammlung, noch zahlreicher als die geschlossene besucht, beginnt gegen 12 $\frac{3}{4}$ Uhr.

1. Ansprache des Vorsitzenden Herrn Dr. F. Fabri.

Meine Herren! Es sind fünf Jahre, daß die Bewegung für eine überseeische Ausbreitung Deutschlands unter uns wachgerufen wurde. Zunächst galt es, durch Vereinsbildung und in der Presse die öffentliche Meinung von der Berechtigung, von dem Bedürfnis, auch über See dem Deutschen Reich wirtschaftliche und politische Interessentkreise zu schaffen, zu überzeugen. Der Weg der öffentlichen Agitation ist, wo es sich um neue nationale Gedanken und Bedürfnisse handelt, bei der heutigen Lage unseres Völklerlebens unentbehrlich, wenn auch manchmal für diejenigen, welche sie betreiben müssen, etwas langweilig. Denn, wenn irgendwo die Wiederholung, die unverdrossene Geltendmachung derselben Grundgedanken zum Erfolge notwendig ist, so gilt dies in solchem Falle. Kein Wunder, daß die Wissenden, die bald Überzeugten in nicht langer Zeit zu rufen beginnen: genug der Worte, wo bleiben die Thaten? Mehr als zur Genüge haben wir diesen Ausspruch in den letzten Jahren auch gehört. Ganz billig war es nicht, solchen Ruf unter uns zu erheben. Die öffentliche Meinung für ein ihr bis dahin ferne liegendes und unbekanntes Thema zu erwärmen und mit steigendem Nachdruck in Bewegung zu setzen, ist stets die Arbeit von Jahren, wonicht Jahrzehnten. Und was war zu thun, solange die Reichsregierung sich in Reserve hielt? Nur in Wort und Schrift fortgesetzte Belehrung und Anregung zu wirtschaftlichen überseeischen Unternehmungen, die, weil sie Millionen erfordern, nicht über Nacht aus dem Boden springen, waren die Wege, welche die Förderer der kolonialen Bewegung unter uns bis jetzt beschreiten konnten.

Um so mehr freuen wir uns, heute, früher als wir eigentlich erwartet, sagen zu können: die Sache ist im Fluß. Nicht nur sind eine Reihe von größeren wirtschaftlichen Unternehmungen an verschiedenen Punkten der

Küste Afrika's, in Süd-Amerika, im Orient und anderen Orten im Werden, die Hauptsache ist, daß auch die Reichsregierung in jüngster Zeit zur deutschen Kolonial-Frage in bejahendem Sinne Stellung zu nehmen begonnen hat; so in der Congo-Frage, so durch Errichtung einer Kohlen- und Marine-Station auf Fernando Po, so in Südwest-Afrika. Damit hat unsere koloniale Bewegung einen neuen, starken Impuls, einen kräftigen Hintergrund empfangen. Indem ich die Beleuchtung der Congo-Frage dem nachfolgenden Herrn Redner überlasse, gestatten Sie mir, die Wendung der Dinge an der Küste Südwest-Afrika's hier etwas näher zu besprechen. Seit 27 Jahren bin ich durch meinen bisherigen Beruf in ununterbrochener Verbindung mit jenen südwest-afrikanischen Küstenländern und daher in der Lage, Land und Leute, sowie den Produktions- und Handelswert jener Länder genau zu kennen. Je lebhafter naturgemäß in diesem Augenblicke die Begeisterung für „die erste deutsche Kolonie“ in weiten Kreisen ist, desto mehr wird es auch Bedürfnis sein, über die wirkliche Beschaffenheit jener südwest-afrikanischen Küstenländer eine sachliche, objektive Darlegung für weitere Kreise zu geben. Begegnen einem doch bereits über jene erste überseeische Erwerbung unter deutscher Flagge die übertriebensten Meinungen, ja geradezu ungeheuerliche Darstellungen. So lasen wir dieser Tage in einer Korrespondenz aus Hamburg ungefähr folgende Mitteilung: Mit der deutschen Korvette Elisabeth sei eine private Expedition nach Kapstadt abgegangen, welche von da aus sich nach der Angra-Bequena-Bai begeben solle, um von dorthier einen Weg für Handelsverbindungen zum Congo-Strome zu suchen. Es ist das ungefähr so, wie wenn ein Nordamerikaner sagte, ich will eine Expedition nach Ostende ausrichten, welche von da eine Straße für Handelsverbindungen nach der Wolga und dem Kaspiischen Meere suchen soll. Nur daß Sie in solchem Falle alle Eisenbahnen, Wege und Stege zwischen Ostende und Astrachan sich hinweg-, und statt dessen eine Menge barbarischer Völkerschaften, die noch keinen Europäer gesehen, sammt einem gefährlichen tropischen Klima hineindenken müssen. Sollte die in Rede stehende Korrespondenz die Absicht haben, in ihrem letzten Teile irrezuführen, so wäre es doch nicht nötig gewesen, in so grotesker Weise auf die geographische Unkenntnis des Publikums zu rechnen. Ich erlaube mir, bei Gelegenheit dieser merkwürdigen Expedition darauf hinzuweisen, daß auf den Wandkarten und in den Atlanten, aus denen wir durchschnittlich unser Anschauungsbild über Afrika gewinnen, der Maßstab meist der von 1 : 20—25 000 000 ist.

Doch zur südwest-afrikanischen Küste. Der Dranje River bildet die Nordgrenze der Kapkolonie. An denselben schließt sich nach Norden das Groß-Namaqua-Land, an dieses das Herero- und Ovamboland bis zum Cuneneffluve, der Südgrenze der westafrikanischen Besitzungen Portugals, an; eine Ländermasse, die ungefähr 10 Breitengrade und, soweit die Grenzen nach Osten überhaupt bestimmbar sind, etwa 5—6 Längengrade einnimmt. Das jetzt viel besprochene Namaqualand umfaßt etwa eine Fläche von 5000 deutschen Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner, hottentottischer Abkunft, wird 35 000 nicht übersteigen. Das ganze vorbezeichnete südwest-afrikanische Ländergebiet ist an der Küste des Atlantischen Ozeans von einem breiten Sand- und Dünnengürtel eingerahmt. Es ist eine der unwirtbarsten Küsten der Erde; kein Baum, kein Strauch, kein Blatt zu sehen;

nichts als Sand, ewig klarer Himmel und die dunkelblaue, stark brandende Meeresflut. Trinkwasser ist in diesem Küstenstrich nirgends zu finden, so wenig an der Angra-Bequena-, als an der Walfisch-Bai; doch wird durch artefizielle Brunnen vielleicht einigermaßen zu helfen sein. Hinter dem Sandgürtel der Küste erheben sich völlig kahle Berge, die mit den tiefsausgefurchten Thälern der Regenflüsse abwechseln. Der weitere Aufbau des Landes ist, wie der Südafrikas überhaupt, terrassenförmig. Die Hauptnot dieser Länderstriche ist der Mangel an Regen. Während der Landstreifen an der Küste zu den völlig regenlosen Gebieten gehört, giebt es im Innern des Landes nur in zwei, drei Monaten des Jahres bald mehr, bald weniger kräftige Gewitterregen. Während 9 Monaten, darf man annehmen, ist völlig regenlose Zeit, und der in der Regenperiode üppig emporstehende Pflanzenwuchs der Bodenbede ist dann von der Hitze bald gänzlich ausgehört. Fallen starke Gewittergüsse — einzelne Striche erhalten manches Jahr wohl gar keinen Regen — so füllen die mächtigen Ninsale der Regenflüsse sich in wenigen Stunden zu reißenden Strömen, die bei der starken Bodensenkung des Landes zur Küste hin mit mächtiger Gewalt zum Meere eilen, ohne dies doch meist erreichen zu können, da die Wassermasse in den ungeheueren Sandmassen des Küstenstreifens sich an der Oberfläche spurlos eingräbt.

Schon diese wenigen Angaben charakterisieren das Land, seine Beschaffenheit, seinen Produktionswert und bedingen die Lebensweise seiner Bewohner. Die weiten Flächen des Namaqua- und Hererogebietes geben nirgends Gelegenheit für Bodenkultur, sie sind Weideländer, auch als solche wegen Mangels an Feuchtigkeit besondere Schwierigkeiten bietend, von eigentlichem Ackerbau kann nirgends die Rede sein. An Bäumen und Geträuchen ist das Land natürlich arm; sie gedeihen nur da, wo Quellen in der Nähe sind, oder das Grundwasser nicht zu tief steht. Die klimatischen Verhältnisse im allgemeinen sind günstig, auch für den Europäer. In der Regenzeit giebt es wohl rheumatische Leiden, auch eine schmerzliche Augenkrankheit befällt hier und da Eingeborene wie Europäer, aber gefährliche endemische Fieber fehlen. Da die Luft überaus klar und die Bodenerhebungen bedeutend sind, so ist auch die Hitze meist nicht in dem Maße empfindbar, als es die geographische Breitenlage wohl erwarten ließe. Das nördlicher gelegene Hereroland, nicht von Hottentotten, sondern von einem dem Stamme der Bantu angehörigen Negervolke bewohnt, bietet im ganzen etwas günstigere Bedingungen für die Viehzucht als Namaqualand. Die Zahl der Hereros, deren Gebiet, je nachdem man es rechnet, bedeutend größer ist als Namaqualand, wird 150—200 000 Seelen nicht übersteigen. Wie die Farbe, so ist auch der Charakter der beiden Völker grundverschieden. Die Namaquas sind nicht ohne Intelligenz, musikalisch begabt, für neue Eindrücke äußerst empfänglich, ein Volk von Sanguinikern. Europäische Bedürfnisse in Kleidern und Genussmitteln haben sie sich rasch angeeignet; leider auch für den Branntwein große Vorliebe gewonnen. Sie sind schlechte Haushalter, verwenden im ganzen ungenügende Sorgfalt auf die ihnen so unentbehrliche Viehzucht und müssen in den Zeiten der Dürre den Hungerriemen oft stark zusammenschneiden. Als Jäger sind sie sehr geschickt und auf dem Pferde, das erst etwa vor 25 Jahren in diese Länder eingeführt worden, im ganzen aber noch wenig verbreitet ist, gut im Sattel. Wie

in ganz Südafrika, ist auch im Namaqua- und Hererolande, abgesehen von kürzeren Touren zu Pferde, der Ochsenwagen das einzige Verkehrsmittel. Plump und schwer gebaut, von 12—20 Ochsen gezogen, fördert er nur geringe Lasten, etwa 30—40 Centner, und ist keine kleine Geduldsprobe, wenigstens für alle in Europa geborenen Insassen. Sehr entgegengesetzten Charakters als der Namaqua ist der Herero. Ein kräftiger Negerstamm, ruhig und bedächtig, gegen alles Neue zunächst mißtrauisch, durch und durch konservativ; nicht kindisch, wie der Neger Nord- und Mittel-Afrikas, sondern ruhig und selbstbewußt, läßt er sich auch vom Europäer wenig imponieren. Hat er einmal Zutrauen gefaßt, so erweist er sich gewöhnlich treu und zuverlässig. Unter der umbildenden Einwirkung der Missionsarbeit sind im letzten Jahrzehnt eine Reihe trefflicher Leute aus diesem Volke hervorgegangen. Die Hereros sind durch und durch der Viehzucht ergeben; ihre ungemein zahlreichen Rinderherden pflegen sie mit der größten Sorgfalt. Gegen europäische Genussmittel verhalten sie sich viel ablehnender als die Namaquas. Selbst dem Branntwein haben sie bis jetzt erfreulicher Weise widerstanden, nur der Tabak hat sich bei ihnen allgemeine Anerkennung erworben. Etwa alle Jahrzehnt bricht zwischen Namaquas und Hereros aus Gründen, die ich hier nicht weiter darlegen kann, ein Krieg aus, der, gewöhnlich zuletzt in Mäuererei ausartend, 6—7 Jahre währt, worauf dann wieder eine längere Ruhepause eintritt.

Hier haben Sie, meine Herren, in gedrängter Kürze eine Skizze über Land und Leute in Südwest-Afrika. (In ausführlicherer Darlegung hat ein Aufsatz in der „Kölnischen Zeitung“ — 9. bis 12. September 1883 — Land und Leute samt den politischen Verhältnissen in Südwest-Afrika besprochen.) Die langgestreckte Küste jener Ländermassen ist, wie Sie ersehen haben, eine Sandwüste, das Hinterland äußerst spärlich bevölkert, agrarisch ohne jeden Produktionswert und außer Rindern ohne irgend einen ständigen Exportartikel. Eine Reihe von Jahren bot die Straußen- und Elefantenjagd im Hererolande und den anstoßenden Gebieten höchst wertvolle Tauschartikel, die aber in den letzten sechs Jahren durch die nahezu vollendete Vertilgung jener beiden Tierarten fast völlig aufgehört haben, und ihre frühere Höhe wohl auch kaum je wieder erreichen werden.

Der Zugang zu jenen langgestreckten Küstenländern ist wesentlich auf zwei Punkte beschränkt: die Walfisch- und die Angra-Bequena-Bai. Die erstere ist ein sehr geräumiger und guter Hafen, wie ihn die Küste Westafrikas nirgends bietet. Auch die Angra-Bequena-Bai ist gut geschützt, doch mit ziemlich gefährlicher Einfahrt; beide Plätze sind, wie bemerkt, völlig ohne Trinkwasser. Der allgemeine, wie merkantile Wert der Walfisch-Bai ist ungleich größer, als der von Angra Bequena. Die Handels-Ein- und Ausfuhr an der Walfisch-Bai wird während des letzten Jahrzehnts zu der von Angra Bequena verhalten haben wie 10 : 1. Doch dürfen Sie sich überhaupt keine großen Umsätze an diesen Baien denken. Die Walfisch-Bai hat nicht nur ein bevölkerteres und reicheres Hinterland, sondern ist auch eine Eingangspforte zu dem inneren Südafrika, während Namaqualand die Kalkhari-Wüste zu seiner Ostgrenze hat. Sie sehen, meine Herren, der Handelswert der von uns betrachteten Länder ist ein sehr geringer; ja, der des Namaqualandes so minimal, daß man im Interesse des deutschen National-Wohlstandes nur wünschen kann, daß doch

infolge des Interesses, welches neuerdings die Angra-Bequena-Bai für Deutschland gewonnen hat, die Firma F. L. Lüderitz in Bremen keine deutsche Konkurrenz dort finden möge.

Nicht dasselbe gilt von dem Produktionswerte des Namaqua- und Hererolandes. Beide Länder, namentlich das letztgenannte, bergen in ihrem Schoße große Mineralreichtümer. Kupfer und andere wertvolle Metalle sind in großen mächtigen Lagern vorhanden, und wenn jene Küstenländer zur ersten deutschen Kolonie werden, so kann man den wirtschaftlichen Wert derselben wesentlich nur als Bergwerkskolonie bezeichnen. Aber auch unter diesem Gesichtspunkt hat die Erwerbung von Angra-Bequena nur dann einen einigermaßen ausreichenden Wert, wenn ihr die der Walfisch-Bai bald folgt. Nun ist aber diese Bai seit mehreren Jahren zum britischen Territorium erklärt. Nachdem die im Jahre 1877 vollzogene Protektion des Herero- und Namaqualandes von der britischen Regierung längst und in kläglich Weise wieder aufgegeben worden ist, hat, wie auch der britische Kolonialminister Lord Kimberley in einem Schreiben an den Gouverneur des Kaplandes ausdrücklich konstatierte, der Besitz der Walfisch-Bai für England keinerlei praktischen Wert. Weshalb denn auch der genannte Minister der kapischen Regierung empfahl, den an der Walfisch-Bai stationierten Beamten zurückzuziehen. Seitdem nun aber das von der Firma Lüderitz occupierte Küstengebiet des Namaqualandes unter den Schutz der deutschen Flagge gestellt ist, ist der von einem Beamten und zwei Policemen wahrgenommene Besitz der Walfisch-Bai für England nicht nur eine völlig wertlose, sondern wie auch schon ein Blick auf die Karte zeigt, eine zugleich unhaltbare Position. Nachdem die Protektion jener Küstenländer von England wieder aufgegeben war, hatte die Bewachung der Walfisch- und der Angra-Bequena-Bai für England nur noch ein fiskalisches Interesse im Blick auf die Kap-Kolonie. In letzterer werden für Gewehre, Munition, Tabak und anderes sehr bedeutende Zölle erhoben (z. B. 1 Pfund Sterling für jeden eingeführten Gewehrlauf). Die Kontrolle der Südküste entlohnt nun aber die Kap-Kolonie der Notwendigkeit, an ihrer langgestreckten Nordgrenze eine kostspielige Zollbewachung eintreten zu lassen. Durch das kühne und erfolgreiche Vorgehen der Firma Lüderitz hat die Kap-Kolonie jenen lange genossenen Vorteil verloren, und bereits sind zahlreiche Händler auf der Hauptagentur jener Firma in Bethanien zusammengeströmt, um des gebotenen Vorteils der unverzollten Einfuhr über die Nordgrenze des Kaplandes wahrzunehmen. Dies Verhältnis ist jedenfalls die unangenehmste Folge der deutschen Besitzergreifung der Küste des Namaqualandes, da sie die kapische Regierung nötigt, eine kostspielige Zollbewachung an der Nordgrenze eintreten zu lassen.

Die Walfisch-Bai, britisches Territorium ohne jedes Hinterland, ist mit dieser Entwicklung der Dinge ein für England unhaltbarer Posten geworden, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß bei dieser Lage ein Wunsch der deutschen Regierung bei dem britischen Gouvernement entgegenkommende Aufnahme finden würde. Denn in der That fehlt für England gegenwärtig jeder genügende Grund, die Besetzung der Walfisch-Bai aufrecht zu erhalten. Sie wird vielmehr, denke ich, die Gelegenheit gerne ergreifen, gegenüber viel größeren politischen Freundschaftsdiensten der letzten Jahre ein für sie wertloses Objekt an Deutschland in freundschaftlicher Weise zu

überlassen. Zwar hat Lord Derby vor kurzem in liebenswürdiger Weise uns belehrt, daß Deutschland an Kolonialbesitz ja nicht denke, und seine Kraft auf die Machtstellung in Europa konzentriere. Er hat dabei in etwas naiver Weise die Theorie aufgestellt, daß England jene Küstenländer zwar nicht in Besitz habe, sich aber vorbehalte, sie wegen der Nachbarschaft eigener Kolonien nicht in die Hand einer fremden Macht übergehen zu lassen. Eine Theorie, die ebenso übergreifend ist, als sie dem an Hypertrophie überseeischen Besitzes so sichtbar leidenden England nur neue ernstliche Schwierigkeiten bereiten würde. Nicht minder befremdlich ist es, wenn ein englischer Staatsmann die Behauptung aufstellt, England habe auf jene Küstenländer zwar kein formelles, doch ein moralisches Recht. England hat im Gegenteil zu Deutschland nie etwas für jene Länder gethan, sondern ihnen durch seinen schwachen und kläglichen Protektionsversuch nur geschadet. Als im Jahre 1880 der Krieg wieder ausbrach, flohen die englischen Beamten beim ersten Flintenschuß aus dem Lande, die Deutschen und ihre Interessen allen Wechselfällen preisgebend. Das ist das „moralische Recht“ Englands. Nachdem übrigens Lord Derby bei jener Auslassung die Depesche des Reichsanzlers vom 24. April an den deutschen Konsul in Kapstadt bereits bekannt war, wird seine Auslassung kaum sehr ernst und als wirklicher Ausdruck der Gesinnung des britischen Ministeriums zu nehmen sein. Andererseits empfängt eine deutsche Besitzergreifung an der Angra-Bequena-Bai nur dann einen einigermaßen genügenden wirtschaftlichen Hintergrund, wenn auch die Walfisch-Bai deutsches Territorium wird.

Dieses Verlangen wird aber noch durch eine Reihe von moralischen wie praktischen Gründen unterstützt. Was von Zivilisation und Kultur im Namaqua- wie Hererolande vorhanden ist, ruht wesentlich nicht auf englischer, sondern auf deutscher Arbeit. Es ist unsere Rheinische Mission, die seit 40 Jahren im Namaqua- und Hererolande als Pionier der Kultur gearbeitet hat. Selbst der Handel in den genannten Ländern liegt seit Jahrzehnten überwiegend in deutschen (und schwedischen), nicht in englischen Händen. Ich selbst habe im Interesse des Landes, für welches jede größere kapitalkräftige europäische Unternehmung schon zur Sicherung von Ruhe und Ordnung wertvoll ist, vor 15 Jahren Anstoß geben dürfen zur Bildung einer deutschen Handelsgesellschaft. Dieselbe, zuletzt mit beträchtlichem Kapital arbeitend, war nach einer Reihe guter Jahre durch Verschöpfung der wertvolleren Nimmessen Ende der 70er Jahre in Schwierigkeiten gekommen, und der im Jahre 1880 wieder ausbrechende Krieg nötigte sie schließlich unter großen Verlusten zur Liquidation. Eine vor Ausbruch des Krieges von der deutschen Reichsregierung erbetene Intervention, deren Ausführung die Wahrscheinlichkeit bot, den Ausbruch des Krieges zu verhindern und die Fortarbeit der deutschen Handelsgesellschaft zu ermöglichen, blieb damals leider erfolglos. Doch viel bedeutender für die ganze Entwicklung des Landes ist die nun bald 40jährige Arbeit der Rheinischen Mission in jenen südwest-afrikanischen Küstenländern. Man darf ungeschönt sagen, was von Kultur in jenen Ländern vorhanden, ist wesentlich ihr Werk. Wenn Sie ganz absehen von aller Arbeit und Mühe, von allen persönlichen Opfern unserer Missionare, so wird es Sie auch interessiren zu hören, daß von Barmen aus wenigstens 3—4 000 000 Mark für Namaqua- und Hererolande verausgabt worden sind. Das sind Summen aus Rheinland

und Westfalen, von unseren Missionsfreunden gegeben; und ich wünsche lebhaft, daß nicht nur in diesen, sondern auch in den zahlreichen Kreisen, welche sich neuerdings um die Kolonisationsidee geschaart haben, wenigstens die Bedeutung der Mission als Pionier der Kultur und des Handels erkannt, und ihr auch einiges tatsächliche Interesse zugewandt werde. In England, in Amerika ist dies längst der Fall. Deutsche Missionen arbeiten seit lange in aller Welt, aber in Ländern, welche unbestrittenes Kolonial-eigentum fremder Mächte sind. Es ist jedenfalls eine merkwürdige Schickung, daß die deutsche Flagge über See zuerst in einem Lande aufgepflanzt werden mußte, welches eigentlich das einzige von der deutschen Mission bearbeitete, noch freie Territorium ist.

Sie sehen, meine Herren, daß, wenn Deutschland irgendwo ein auch moralisch legitimes Recht zu überseeischer Besitzergreifung hat, dies in jenen südwest-afrikanischen Küstenländern der Fall ist. In diesem Blick hat ein wirklich günstiges Geschick Herrn Lüderik nach der Angra-Bequena-Bai geführt. So groß meine Bedenken im Blick auf die wahrscheinlichen Resultate der von ihm begonnenen Handelsunternehmungen sind, so sehr gebührt dem kühnen, geschickten und energischen Vorgehen des Bremer Handelsherrn der Dank seiner deutschen Mitbürger. (Lebhafter Beifall.) Denn es ist seinem Vorgehen nicht nur gelungen, England einzuschüchtern, sondern auch die energische Unterstützung der Deutschen Reichsregierung zu gewinnen. Wie in allen Dingen, so ist auch hier der erste Schritt von grundlegender Bedeutung. Was den von ihm vollzogenen Kauf der Küstenstriche des Namaqualandes betrifft, so ist es mit diesem Begriffe freilich nicht gerade genau zu nehmen. Auf einer Karte des Namaqualandes, die vor etwa 3 Jahren von einem deutschen Gelehrten in Kapstadt erschien, ist der von Herrn Lüderik occupierte Bezirk als „Nomansland“ bezeichnet. Völlig zutreffend, da in jenen sterilen Bezirken eigentlich ständig niemand wohnt, und auch kein Häuptling, selbst nach afrikanischen Begriffen, einen irgendwie begründeten territorialen Anspruch auf jene Bezirke hat. Natürlich waren die benachbarten Namaquahäuptlinge mit Freuden bereit, jenes Nomansland gegen ein ansehnliches Trinkgeld an Herrn Lüderik zu verkaufen.

Lebhaft hätte ich gewünscht, daß die „erste deutsche Kolonie“ einen etwas wertvolleren Besitz darstellte, als es bei dem von Herrn Lüderik occupierten Bezirke der Fall ist. Es mögen etwa 20 Jahre sein, da schrieb mir ein rheinischer Missionar von der Walfisch-Bai: Können Sie denn nicht vielleicht die preussische Regierung bewegen, diese südwest-afrikanischen Küstenländer unter ihre Protektion zu nehmen? Ich antwortete ihm: Lieber Freund, wenn Deutschland, wie ich hoffe, einmal in die Lage kommt, sich überseeischen Besitz zuzueignen, so wird das erste koloniale Angebinde hoffentlich ein besseres und wertvolleres sein, als unser liebes Namaqua- und Hereroland. Doch, meine Herren, ich bin heute getröstet, daß jener Wunsch des Missionars sich zur Wirklichkeit gestaltet. Es giebt ja Lagen, namentlich auch im öffentlichen Leben, wo es wirklich zunächst weniger auf das was, wie, wo, als auf das daß ankommt (Zustimmung); und die meisten großen Entwicklungen sind aus kleinen und unscheinbaren Anfängen hervorgegangen. Ist denn nicht auch das neue Deutsche Reich im Grunde aus der Sirensandbühne des heiligen römischen Reiches deutscher Nation

unter der intelligenten und kraftvollen Arbeit der Marktgrafen von Brandenburg herausgewachsen? (Sehr wahr!) So wollen wir es auch als kein übles, vielmehr als ein günstiges Vorzeichen betrachten, wenn der erste deutsche Kolonialbesitz zunächst auf einer sterilen Sandfläche sich ansehbant. (Zustimmung.) Und völlig wertlos sind ja jene südwest-afrikanischen Küstenländer auch durchaus nicht. Bieten sie auch in keiner Weise ein Objekt für deutsche Auswanderung, gewähren sie auch dem deutschen Handel, zumal für die nächsten Zeiten, nur ein sehr beschränktes, mit Vorsicht zu behandelndes Gebiet, so wird eine rationelle und steigende Ausbeutung seiner Minerallager doch wirtschaftlich bedeutende Resultate zu geben vermögen. Bereits seit 2 1/2 Jahren ist aus unserem Kreise hier heraus die Vorarbeit zur Bildung einer deutschen Minengesellschaft in der Nähe der Walfisch-Bai im Gange, und ich hoffe, daß auf diese äußerst sorgfältige Vorbereitung nun in nächster Zeit die Bildung einer kapitalkräftigen Gesellschaft endlich folgen wird. Sie wird, richtig angefaßt, nicht nur den dortigen deutschen Interessentkreis bedeutend steigern, sondern zugleich eine solche Macht im Lande darstellen, daß sie Friede und Ordnung in weiteren Kreisen herstellen und erhalten kann. Auch diese größere neue Unternehmung drängt aber dazu, daß auch die Walfisch-Bai von England an Deutschland abgetreten werde. Denn, wie gesagt, erst durch den Besitz dieser empfängt eine deutsche Besitzergreifung in jenen Gebieten einen einigermaßen genügenden wirtschaftlichen Hintergrund. Sie wird zugleich Differenzen fern halten, welche das ganz anormale Verhältnis, daß England eine Bai besetzt hält, deren Hinterland dem Interessentkreise eines fremden Staates zugehört, unausbleiblich herbeiführen würde. Freuen wir uns also, daß die deutsche Flagge auf Angra Pequena weht, und hoffen wir, daß auf Grund freundschaftlicher Verhandlung mit England sie bald auch an der Walfisch-Bai aufgehißt werde. (Lebhafter Beifall.)

2. Vortrag des Freiherrn Dr. A. von Dandelman über die Congofrage.

Vorsitzender: M. G.! Ich habe die Ehre, Ihnen den Freiherrn v. Dandelman vorzustellen, welcher zwei Jahre lang Sr. Majestät dem Könige der Belgier resp. der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft am Congo gebietet und die Verhältnisse jenes Landes aufs genaueste kennen gelernt hat. Herr Freiherr Dr. v. Dandelman hat die Güte gehabt, uns über die Congofrage, die ja in den letzten Monaten die Gemüter aller Orten viel beschäftigt hat, einen Vortrag zuzusagen, und ich ersuche ihn, nun das Wort zu ergreifen.

Freiherr Dr. A. v. Dandelman (mit lebhaftem Beifall begrüßt):

Berehrte Anwesende!

Für den raschen Pulsschlag unseres Zeitalters ist es eine sehr bezeichnende Thatsache, daß die Besitzfrage eines in einem gänzlich uncivilisierten, wilden Kontinente fließenden Stromes, knapp zehn Jahre später, nachdem er zum ersten und bis jetzt einzigen Male von einem weißen Manne nahezu in seiner ganzen Ausdehnung erforscht und befahren worden ist, zu einem die gesamte civilisierte Welt erregenden Streitpunkte werden konnte und eine tägliche Rubrik unserer Zeitungen ausmacht.

Wie alle Fragen, welche die Gemüter lebhaft erregen, von der Parteien Gunst und Haß getragen werden und deshalb sehr häufig in keinem der Wahrheit entsprechenden Bilde erscheinen, so ist es auch der Congofrage ergangen, und es muß wünschenswert erscheinen, dieselbe von einem möglichst objektiven Standpunkte aus behandelt zu sehen. Umfassend ist dies freilich nicht möglich, denn es entziehen sich noch manche Verhältnisse und Thatsachen der öffentlichen Kenntnis, ohne die eine vollständige Beleuchtung der Sachlage nicht erreichbar ist. Es war mir vergönnt, in den Jahren 1882 und 83 am unteren Congo zu verweilen, und es sei mir daher gestattet, Ihnen in kurzen Zügen die Verhältnisse dieser Gebiete zu schildern und einige Schlußfolgerungen daran zu knüpfen, die sich, meiner persönlichen Ansicht nach, hieraus ziehen lassen.

Es ist hinlänglich bekannt, daß unter allen einflußreichen Männern unserer Zeit besonders der König von Belgien, Leopold II., sich für die Erschließung von Afrika interessiert, und daß er im Jahre 1876 in den Tagen vom 12.—14. September eine Konferenz der hervorragendsten Geographen und Reisenden nach Brüssel berief, in der ein Plan für die wissenschaftliche Erforschung und wirtschaftliche Erschließung von Centralafrika, hauptsächlich durch Errichtung einer Reihe von Stationen, gefaßt wurde, an dessen Ausführung sich die hauptsächlichsten Kulturstaaten gemeinsam beteiligen sollten. Im Lichte der heutigen Thatsachen ist freilich jener schöne Plan zum guten Teil ein Schlag ins Wasser gewesen, denn die nationale Eifersucht hat sich der programmmäßigen Ausführung jener Beschlüsse alsbald in den Weg gestellt, und alle zu Nutz und Frommen der Wissenschaft damals geplanten Maßnahmen sind gar arg vernachlässigt worden und haben materiellen Bestrebungen Platz gemacht. Von allen Unternehmungen, die auf jene Brüsseler Konferenz zurückzuführen sind, ist dasjenige, an dessen Spitze der König von Belgien sich persönlich mit seinen reichen Privatmitteln stellte, und das bald unter dem Namen der Association internationale africaine, bald unter der Bezeichnung Comité d'Etude du Haut Congo oder Association internationale du Congo auf der Bildfläche erschienen ist, das wichtigste geworden.

Die eigentümlichen Schwierigkeiten, welche die örtlichen Verhältnisse, Land und Leute, den zuerst allein von Zanzibar an der Ostküste von Afrika ausgehenden Unternehmungen boten, wurden eine wesentliche Veranlassung dazu, daß, als der durch seine früheren höchst erfolgreichen Reisen bekannt gewordene Anglo-Amerikaner Henry Moreland Stanley zur Führung der Unternehmungen gewonnen worden war, der Schwerpunkt derselben nach der Westküste verlegt und von der Congomündung aus die Erschließung Centralafrikas angebahnt wurde.

So sehen wir denn im Anfang des Jahres 1879 den mit außerordentlich reichlichem Materiale ausgerüsteten Stanley an der Congomündung sein Werk beginnen, indem er zunächst in Vivi, an der Stelle, wo der Congo aufhörte schiffbar zu sein, in etwa 180 km Entfernung von der Küste eine Station errichtete, welche als Depot und Ausgangspunkt der gesamten weiteren Schritte zu dienen hatte. Ein und ein halbes Jahr nahmen diese vorbereitenden Maßregeln, der Aufbau der fertig aus Europa mitgeführten Holzhäuser und Magazine und die Verhandlungen mit den Eingeborenen in Anspruch. Im Jahre 1881 begann endlich die Haupt-

aufgabe, der Transport des in mehrere Stücke zerlegbaren Dampfers „En avant“ längs jener langen Reihe von Stromschnellen, welche den Unterlauf des Congo von seinem langen und von solchen Hindernissen freien Mittellaufe trennt.

Von den unendlichen Schwierigkeiten, welche jener Transport bot, kann sich eigentlich nur derjenige eine rechte Vorstellung machen, welcher jene Gegenden aus eigener Anschauung kennt.

Dieses Gebiet, durch welches der Congo, der zweitgrößte Strom der Erde, in gewundenem bizarren Laufe seine ungeheuren Wassermassen drängt, ist dermaßen von zwar nicht hohen, aber um so zahlreicheren Bergen und Kluppen durchsetzt, die wie Ameisenhaufen dicht aneinander stehen, daß die Auffindung eines Weges, auf dem die schweren mit den Dampferstücken beladenen Wagen, die nur durch Menschenkräfte von der Stelle bewegt werden konnten, die größten Schwierigkeiten machte. So war denn nicht bloß ein notdürftiger Weg durch Weghauen des stellenweise bis 4 m hohen Grasses, des vereinzelt Gebüsches und von Bäumen zu bahnen, sondern es mußte, wenn die Landroute gar zu große Schwierigkeiten bot und es der Stromlauf für kurze Strecken gestattete, der Dampfer zeitweise zusammengesetzt und längs der Flußufer eine Strecke zu Wasser fortgeschafft werden, um dann bei dem nächsten Stromhindernis wieder auf die Wagen geladen und über die Berge weiter geschleppt zu werden.

Doch die Zähigkeit eines Stanley überwand alle Hindernisse, und im Anfang des Jahres 1882 schwamm der erste Dampfer auf dem Stanley-pool, jener seeartigen Erweiterung, welche der Congo bildet, bevor er das centralafrikanische Hochplateau verläßt und durch das eben geschilderte westafrikanische Schiefergebirge nach dem Atlantischen Ocean hindurchbricht.

Augenblicklich sind diesem ersten Dampfer zwei weitere und einige stählerne Bote gefolgt, so daß die Expedition über ein ziemlich stattliches Transportmaterial oberhalb der Stromschnellen verfügt.

Es sind außerdem eine ganze Reihe von Stationen oberhalb und unterhalb des Stanley-pool gegründet, welche dazu dienen, den Transport aller Expeditionsbedürfnisse den Fluß hinauf und hinab zu vermitteln und den Fortgang des Unternehmens aufrecht zu erhalten. Von jenen Stationen darf man sich freilich keine allzu großen Erwartungen und Vorstellungen bilden. Außer in Bivi, bis wohin der Transport fertiger Holzhäuser und von Magazinen aus Wellenblech aus Europa per Schiff noch möglich war, bestehen die Häuser aus landesüblichem Materiale, Schilf und Palmenblättern oder aus ungebrannten Lehmziegeln und Bruchsteinen, in deren Nähe dann die niedrigen Hütten der schwarzen Arbeiter der Expedition sich befinden. Die Städte, welche sich an diese Stationen anschließen sollen, wie seiner Zeit die Zeitungen fabelten, gehören bis jetzt der Phantasie an. Da, wo es die Verhältnisse gestatten, erstrecken sich um die Station einige Gärten und Feldanlagen, auf denen man, so gut es geht, etwas europäisches Gemüse und Bananen, Maniok und Mais anbaut. Natürlich genügt dies lange nicht, um die zahlreichen Expeditionsmitglieder, — es waren deren vor einigen Monaten circa 130 Weiße und etwa 1500 Schwarze — zu ernähren, und müssen große Mengen europäischen Proviantes und außerdem europäische Waaren, als Baumwollzeuge, Rum etc., zum Ankauf einheimischer Nahrungsmittel eingeführt werden.

Soweit dieser kurze Ueberblick über die äußeren Verhältnisse und über den Gang der Expedition. Man weiß, daß Stanley im Dezember vorigen Jahres mit seiner Dampferflotille bis zu den Stanleyfällen im Herzen von Centralafrika vorgebrungen ist und daselbst seine äußerste Station, deren Besatzung ein englischer Maschinenist mit 30 bewaffneten Janzibar- und Janzaleuten bildet, gegründet hat, und daß damit in Verbindung mit den bereits bestehenden Stationen in Ostafrika, besonders am Tanyanikasee die vielgenannte „weiße Linie durch den schwarzen Kontinent“ thatsächlich nahezu zu Stande gebracht worden ist. Was damit erreicht ist, das zu erörtern gehört nicht hierher; die Zukunft wird darüber ihr Urteil zu fällen haben.

Wenden wir uns jetzt den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Congogebiets zu. Hierbei ist wohl zu unterscheiden zwischen der Küstenregion und dem Gebiete des westafrikanischen Randgebirges einerseits und dem weiten centralafrikanischen Plateau jenseits des Gebirges andererseits.

Die westafrikanische Küste von etwa 3—4° S. Br. ab bietet, je weiter man nach Süden fährt, einen immer trostloseren und öderen Anblick dar; rötliche oder gelbliche niedrige Hügelreihen ziehen sich längs der Küste dahin, die nur mit einem harten, hohen Gras bewachsen sind, hier und da zeigen sich einzelne Baum- und Gebüschgruppen oder ein einzelner riesiger Baobab oder Affenbrotbaum.

Das mit Mangrovesümpfen ausgefüllte Gebiet der Congomündung bietet einige Abwechslung mit seinem dunkeln Grün, südlich davon wird aber die Küste immer vegetationsärmer, um dann endlich jenseits der Hauptstadt der portugiesischen Colonieen, St. Paul de Loanda, in eine wüste, fast pflanzenleere Sandgegend überzugehen, die sich bis zum Oranje-River und der Capcolonie erstreckt. Gehen wir von irgend einem Punkt dieses Gebiets in das Innere des Landes — und je weiter südlich wir das thun, einen um so breiteren gänzlich unfruchtbaren Gürtel müssen wir durchmessen — so gelangen wir an das bereits mehrfach erwähnte westafrikanische Randgebirge, in dem sich ein Berg an den andern reiht, ohne daß ein geordnetes System von Längs- oder Querthälern zu erkennen wäre, deren Mangel ein Ueberschreiten dieses an sich ja nicht hohen Gebirgszuges so schwierig macht. Die Höhen sind durchweg mit einem harten, harten, schilfartigen Gras bewachsen, in dem einzelne Gebüschgruppen zerstreut liegen. Die Thäler enthalten in der Trockenzeit gewöhnlich versiegende Bäche, und da liegen auch die Dörfer der Eingeborenen von Palmhainen und Feldern umgeben.

Die Flächenausdehnung dieser Thäler ist eine sehr geringe und der zur Kultur sich eignende Grund, da die Berge vorwiegend aus steinigem unfruchtbarem Boden bestehen, ein recht beschränkter, daher denn auch die Bevölkerung nur eine verhältnismäßig geringe.

Das Klima der Südwestküste von Afrika ist nicht so heiß, als man es der Lage nach erwarten sollte. In Folge der kalten Meeresströmung, welche längs der Küste nach Norden zieht, wird die Wärme etwas gemäßigt. Das Jahr zerfällt in 2 Hauptabschnitte, in die Regenzeit, welche mit größeren und geringeren trockenen Intervallen von Ende Oktober bis Anfang Mai währt, und in die Trockenzeit, welche von Mai bis Oktober,

also circa 5 Monate dauert. Während der Regenzeit ist das Wetter feucht-heiß, das Thermometer steigt bis 35 oder 36° C. und sinkt in der Nacht nicht unter 24—25° C.; während der Trockenzeit steigt die Wärme gewöhnlich nicht über 26° hinaus, sinkt aber in klaren Nächten bis 14 oder 12°, in den höheren Teilen sogar bis nahe an den Gefrierpunkt herab.

Die größte Plage für die Südwestküste und also auch das untere Congogebiet sind die großen Unregelmäßigkeiten der jährlichen Regenmengen. Ist die Regenzeit reichlich, so sind die Bewohner im Stande, Bodenprodukte für den Export zu gewinnen; in unregelmäßigen Perioden aber treten Jahre ein, wo der Regenfall durchaus nicht genügt, um selbst nur so viel Lebensmittel durch Ackerbau zu erzeugen, als zur Erhaltung der Bevölkerung nötig sind. Dann treten arge Hungersnöte und im Gefolge davon Krankheiten aller Art ein, welche die Bevölkerung dezimieren. In früheren Jahren, zur Zeit des Sklavenhandels, waren solche Perioden die Ursache reichen Gewinnes für die europäischen Faktoreien an der Küste, welche bei solchen Gelegenheiten durch den Verkauf von importierten Nahrungsmitteln, besonders von Reis, enorme Geschäfte machten, da die Preise der Sklaven beträchtlich sanken. Jetzt aber, da der Handel hauptsächlich auf Ackerbauprodukte beschränkt ist, sind solche Jahre auch den Faktoreien unwillkommen. Da die Bevölkerung von der Hand in den Mund lebt und das Aufsparen von Vorräten für schlechte Jahre nicht kennt — was auch wegen der vielen Insekten, welche die aufgestapelten Vorräte angreifen, in tropischen Gegenden sehr schwierig ist —, so fordert ein solches trockenes Jahr regelmäßig zahlreiche Menschenleben.

Was nun die einheimische Bevölkerung am unteren Congo betrifft, so gehört dieselbe zu der großen Familie der Bantuneger. Es existieren in diesem Gebiet keine größeren Reiche, wie wir sie in Central- und Ostafrika finden, die Bevölkerung zerfällt vielmehr in eine Anzahl kleiner Stämme, die keine Beziehungen zueinander haben und sich mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen. Die einzelnen Volksstämme wohnen dann wieder in Dörfern weit über das Land verteilt, ohne von besonders einflussreichen Herrschern regiert zu werden. Die Verfassung ist eine republikanische, der einzelne König oder Dorfhauptling nimmt etwa die Stellung unserer Dorfschulzen ein; er hat herzlich wenig zu sagen, und ebenso hat auch der Stammeshauptling kein allzu großes Ansehen; despotisch regierende Herrscher giebt es nicht. Als eine besonders charakteristische Eigenschaft der Völker am unteren Congo muß es bezeichnet werden, daß sie insgesamt eine große Abneigung gegen den Krieg haben; man sucht thünlichst alle Streitigkeiten durch Verhandlungen, sog. Palaver, die oft tagelang dauern, und bei denen eine erstaunliche Nebesertigkeit entwickelt wird, zu schlichten. Es zeigt dies eine nicht zu unterschätzende Stufe von Gesittung, die beispielsweise selbst zu dem waffenstarrenden Europa kontrastirt. Kommt es wirklich einmal zum Blutvergießen, so giebt es kein mättermordendes Abschlachten, sondern es fallen gewöhnlich nur ein paar ganz zufällig getroffene Opfer dem Kriegsmoloch anheim, und dann wird die Sache alsbald durch neue Palaver zu Ende geführt. Bewaffnet sind jene Völker jetzt alle mit Steinschloßgewehren, die einen großen Handelsartikel ausmachen, aber auch Hinterlader haben schon Eingang gefunden.

Bei allen diesen Stämmen herrscht Polygamie, die Treue der verheirateten Frau wird im allgemeinen sehr eifersüchtig bewacht und Untreue hart bestraft; nicht ganz selten sieht man an Kreuzwegen Holzkreuze errichtet, an denen menschliche Gebeine hängen: hier haben die Ehebrecher ihre Schuld gebüßt, indem sie lebendig angebunden und dann dem Hungertode überlassen wurden. Die Hauptlast der Arbeit ruht auf den Frauen, sie haben die Felder zu bestellen und den Hausstand zu versehen, während der Mann die Produkte des Handels nach den Faktoreien trägt, in Palavern seine Nebekunst hören läßt oder die Zeit mit Rauchen und Nichtsthun zubringt.

Im allgemeinen ist der Congoneger gutmütig und leicht zu behandeln, unso mehr, je weniger er mit dem Europäer bis jetzt in Berührung gekommen ist. Man kann augenblicklich von Vivi nach dem Stanleyepool mit einem Stock in der Hand wandern, ohne befürchten zu müssen, einer Gefährdung für sein Leben von seiten der Landesbewohner zu erfahren. Dort freilich, wo der Neger lange bereits mit dem weißen Mann verkehrt hat, wie an der Küste, wo er alle die niedrigen Leidenschaften desselben zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, da ist er schwieriger zu behandeln. Ein jeder, der den Neger und seine Natur in den verschiedensten Lebenslagen vorurteilsfrei studiert hat, wird zugeben müssen, daß der afrikanische Schwarze, selbst wenn er Kravatte und gepuzte Stiefeln trägt und Missionschulen besucht hat, im Durchschnitt nicht auf gleiche Stufe mit dem Weißen zu stellen ist. Jenes Takt-, Pflicht- und Ehrgefühl, welches wir im allgemeinen bei dem Weißen finden, wird man nie oder nur äußerst selten bei einem Neger erwarten können. Der von der Kultur noch nicht beleckte und verdorbene Neger ist wie ein kleines Kind, giebt man allen seinen Launen und Wünschen nach, so wird er froh und aufbringlich, will alles und jedes haben, was er sieht, und wird ein mannsstehlicher Patron. Weiß man ihm aber von vornherein seine Stellung deutlich zu machen, so ist er sehr leicht zu lenken. Darin liegt das Geheimnis der großen Erfolge Stanley's, daß er wie sobald kein anderer den Neger bei seinen Schwächen, seiner Eitelkeit zu fassen weiß, seinen Charakter und seine Gesinnung eingehend studiert und durchschaut hat, so daß er schließlich auch den Widerwilligsten so zu sagen um den Finger wickelt.

Der größte Feind alles Fortschrittes in Afrika wird stets die heftige Abneigung des Negers gegen die Arbeit sein, obwohl er, wenn er will, erstaunliches leisten und dann, nach harten Anstrengungen des Tages über, noch bis spät in die Nacht hinein singen und tanzen kann. Allein er arbeitet in den meisten Fällen nur gezwungen. Das wenige, was er zu seinem Lebensunterhalt bedarf, wächst von selbst oder unter geringer Nachhilfe, ihn drücken keine Sorgen um Steuern, Wohnung, Kleidung und Heizung, und deshalb arbeitet er auch nur gerade soviel, als er absolut muß, um sein Leben zu fristen und die Mittel zum Ankauf einiger ihm werter Genüsse, wie Tabak und Branntwein, zu verdienen.

Er wird nie der freiwillige und zugleich ausdauernde und zuverlässige Arbeiter des Weißen werden; er wird zwar hie und da bereit sein, mit Hand anzulegen, und gegen Bezahlung eine Arbeit übernehmen, sobald er aber genug verdient zu haben glaubt, um sich einige Zeit dem vergnüglichen Nichtsthun hinzugeben, wird er regelmäßig vom Arbeitsplatze verschwinden, und es wird auf ihn für eine Zeit lang nicht zu rechnen sein.

Man denke nur an den verwahrlosten Zustand der westindischen Inseln, vor allem Domingo und Jamaica, die seit Aufhebung der Sklaverei und Zwangsarbeit so unendlich zurückgegangen sind.

Da, wo der Schwarze in Westafrika arbeitet, verlangt und erhält er notgedrungen regelmäßig mehr Lohn als bei uns der gewöhnliche Tagelöhner und Arbeiter. Zimmerleute aus Accra an der Goldküste, die recht geschickt arbeiten, aber viel weniger Arbeit täglich leisten als ein weißer Zimmermann, erhalten 4—6 £ Lohn pro Monat, außerdem noch freie Station, in der sie nicht selten recht anspruchsvoll sind und europäische Konserven verlangen. Hinlänglich bekannt sind die Preise, die zuweilen für Trägerdienste verlangt und bezahlt werden. Am unteren Congo werden für einen dreitägigen Marsch, wobei der Träger circa 30 kg zu tragen hat, nach europäischem Geld circa 10 M in Manschestermwaren und Rum bezahlt und womöglich noch Reis als Proviant für die Reisebauer hinzugefügt. Dem gegenüber sei nur so nebenbei angeführt, daß ein deutscher Landbriefbote, der viel mehr Kilometer täglich zurücklegen muß, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, durchschnittlich 480—590 M pro Jahr erhält, in einzelnen Gegenden sogar nur 75 S bis 1 M pro Tag bei 8—10stündigem Dienste. Schwer dürfte es sein, einen Neger zu finden, der durch seiner Hände Arbeit es zu etwas gebracht hätte. Die selbst nach europäischen Begriffen ganz wohlhabenden Neger, die man an der Westküste von Afrika zuweilen findet und die es sich eine Ehre sein lassen, den sie besuchenden Weißen mit Champagner und allerhand europäischen Konserven zu bewirten, sind zu ihrem Reichtum, der es ihnen selbst gestattet, aus Europa eingeführte Holzhäuser zu bewohnen und diese mit Möbeln und Gerümpel aller Art höchst geschmacklos anzufüllen, nur durch den mühelosen Gewinn bringenden und von ihnen monopolisierten Zwischenhandel zwischen Europäern und den Bewohnern des Hinterlandes gekommen.

Je ferner von seiner eigentlichen Heimat man den Neger bei der Arbeit verwenden kann, desto bessere Resultate wird man mit ihm im allgemeinen erzielen, da er unter solchen Umständen nicht jeden Augenblick die Sache liegen lassen und nach Hause gehen kann, wenn ihm die Anstrengung leid wird. Die Arbeiter aus Zanzibar, welche unter Stanley's eiserner Faust den Dampfertransport am Congo bewerkstelligten, würden in ihrer Heimat diese Arbeit jedenfalls nicht geleistet haben. Fern von derselben mußten sie aber ausharren und konnten nicht davonlaufen, wenn sie nicht im ersten besten Dorfe von den Bewohnern aufgefangen und zu Sklaven gemacht sein wollten, um so ihre Heimat nie wieder zu sehen.

Eine Institution, welche die Congovölker mit allen mittelafrikanischen Völkern gemeinsam haben, ist diejenige der Sklaverei, und es ist wohl am Platze, bei diesem Punkt einen Augenblick zu verweilen. Ein Sklavenhandel und Sklavenerport besteht bekanntlich im Gegensatz zu Ost- und Nordostafrika an der Südwestküste dieses Erdtheiles, soweit es die Beteiligung von Weißen an demselben betrifft, nicht mehr, die portugiesischen Kolonien etwa ausgenommen, wo eine Art Zwangsarbeit auf Zeit mit einer gewissen Berechtigung noch aufrecht erhalten wird. Das letzte Sklavenschiff hat etwa 1874 die Congomündung verlassen, und es kommt also diese Seite der Sklavenfrage für die Congoländer nicht mehr in Betracht. Aber gerade diese war die gefährlichste. Im allgemeinen läßt sich wohl sagen,

daß erst durch die Noth und Grausamkeit, mit welcher die Europäer die Sklaven, namentlich als der Handel mit denselben für illegitim erklärt und verpönt wurde, behandelten, die Institution den verabscheuungswürdigen und hassenswerten Charakter angenommen hat. Die Sklaverei unter Negern selbst hat einen ganz anderen, viel milderen Charakter. Der Neger betrachtet seinen Sklaven nicht wie der Europäer als eine Maschine, die man zu energischer Thätigkeit anspannen und ausnutzen muß, um Geld mit ihr zu verdienen, sondern ihm gilt der Sklave, da er selbst die rastlose Thätigkeit des Europäers nicht kennt, vielmehr als ein Mittel zur Gewinnung eines vermehrten Ansehens, als ein wenig rentables Anlagemittel seines Vermögens. Die Sklaverei unter den Negern selbst hat viel mehr den Charakter der Hörigkeit, als den, welchen wir gewöhnlich unter der Bezeichnung „Sklaverei“ verstehen. Die Institution der Sklaverei ist daher auf das Innigste mit dem ganzen Wesen der Neger verwachsen. Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, seit wie kurzer Zeit erst die europäischen Nationen den Sklavenhandel als verabscheuungswürdig betrachten, daß trotz der christlichen Religion noch im Anfang, ja in der Mitte unseres Jahrhunderts Sklaverei, Leibeigenschaft und Hörigkeit geduldet, ja staatlicherseits aufrecht erhalten worden sind, und daß erst ganz neu gebildete, im Schoße einer verfeinerten Kultur entstandene Ansichten über Menschenrecht und Menschenwürde uns jene Institution als unverträglich mit unserer Gesittung haben erscheinen lassen, und wenn wir andererseits die tiefe Stufe der Kultur betrachten, auf der jene Millionen Centralafrikaner stehen, so wird man begreifen, welche Schwierigkeiten und welche Zeit es erfordern wird, jene Massen von der Unhaltbarkeit dieser ihrer Gesellschaftsinstitution in Güte zu überzeugen.

Schließlich ist es ja doch nur das nackte Recht des Stärkeren, welches uns berechtigt, diese unsere Anschauung, in die sich gewisse Gesellschaftskreise bei uns selbst noch nicht recht hineingefunden und eingelebt haben, mit Gewalt anderen Völkern aufzudrängen. Wie Ihnen bekannt sein wird, verlautet allerlei von der beabsichtigten Gründung „freier Staaten“ am Congo, von in Vorbereitung befindlichen Ausarbeitungen von „Konstitutionen“ für diese künstlich zu schaffenden Staatengebilde. Es könnte nun sehr leicht der Fall sein, daß in jener „Konstitution“ Leute, die sich vortrefflich auf Pandekten und europäisches Völkerrecht verstehen, aber herzlich wenig von Dingen außerhalb Europa und namentlich von afrikanischen Verhältnissen wissen, mit einem Federzug von ihrer Studierstube in Europa aus durch die Konstitution dekretieren könnten: „Sklaven zu halten ist jedem Bürger des Freistaates verboten.“ Aufrstand gegen die fremden Eindringlinge, Mord und Todschlag, Sengen und Brennen würde die unausbleibliche Folge solcher oder ähnlicher Maßnahmen, die unvermittelt in das Leben des Schwarzen eingreifen, sein, und wir würden wieder einmal das leider schon so oft dagewesene Schauspiel haben, daß der Weg der sog. Civilisation durch brennende Dörfer und Haufen von Leichen bezeichnet wird.

Es wird, falls jene Pläne wirklich zur Ausführung gelangen, des größten Aufwandes von Klugheit und Laudeskenntnis bedürfen, um ganz langsam und allmählich diese und andere unserm Gefühl widerstrebenden Sitten und Einrichtungen bei den Centralafrikanern verschwinden zu machen, wenn man nicht die blutigsten Greuelthaten herbeiführen will.

Betrachten wir nun nach diesem kurzen Überblick von Land und Völkern am unteren Congo die allgemeine volkswirtschaftliche und politische Bedeutung des Gebietes.

Als nach Aufhebung der Sklavenausfuhr der Handel in Westafrika eine Zeit lang gestockt hatte, trat Ende der Fünfziger und Anfangs der Sechziger Jahre an Stelle des Handels mit Sklaven der Export von Kautschuk und den Produkten der Ölpalme, Palmöl und Palmkerne, beide für die Stearin- und Maschinenschmiere-Fabrikation sehr wichtig geworden, sowie ferner von Grundnüssen (Arachiden), Sesamsamen und anderen ölhaltigen Landesprodukten, Kaffee etc. Englische, holländische, französische und portugiesische Handelshäuser faßten in aller Stille Fuß, und der Handel warf bei mäßiger Konkurrenz reichlichen Gewinn ab. Das hat sich aber allmählich wesentlich zu Ungunsten der Verhältnisse geändert. Das Elfenbein wird in Folge der rücksichtslosen Abschachtung der Thiere immer seltener, ebenso wie der Kautschuk, zu dessen Gewinnung von Seiten der Eingebornen ein wahrer Raubbau durch rücksichtsloses Niederschlagen der Kautschukkrante behufs Gewinnung des Saftes im Schwunge ist; die Konkurrenz hat sich in ganz unliebbarer Weise vermehrt, und dadurch sind die Preise dieser Produkte in die Höhe geschraubt worden. Nun ist aber der afrikanische Handel mit beträchtlichen Geschäftsunkosten verknüpft; es liegen auf demselben nicht nur die bedeutenden Dampferfrachten der Güter von und nach Europa, die Verluste, welche durch nicht zu vermeidende Elementarschäden und Diebstähle von Seiten der schwarzen Geschäftsbedienteten erzeugt werden, sondern auch die ziemlich hohen Saläre und die Unterhaltung des weißen Geschäftspersonals, zu welchem letzterem Zweck Konserven aus Europa eingeführt werden müssen. Während man früher die Handelskarawanen aus dem Innern an der Küste abwartete und auf diese Weise keine Unkosten für die Warentransporte hatte — da es dem Neger, der den Wert der Zeit nicht kennt, einerlei ist, ob er mit seiner Last auf dem Kopf ein paar Tage weiter marschieren muß, wenn er nur den gewohnten Preis für seine Waare bekommt — ist jetzt ein wahres Wettrennen im Vorschieben von Zweigfaktoreien längs der Flüsse und Handelsstraßen entstanden, wodurch das eine Handelshaus dem andern die Karawanen abzufangen und an sich zu ziehen sucht. Dafür müssen aber nun nicht nur die gekauften Waren wieder an die Küste zur Verschiffung befördert werden, sondern es ist auch nötig, die sämtlichen europäischen Artikel, mit denen man das Elfenbein, Palmöl etc. kauft, auf eigene Kosten bis zu jenen Zweigniederlassungen von der Küste aus zu schaffen. Es wäre aber nun völlig irrig, zu glauben, daß man an diesen vorgeschobenen Punkten billiger einkaufen könne, als an der Küste; der äußerst konservative Neger weiß ganz genau, was er für einen Zahn oder einen Korb Palmfett bekommen kann, und erhält er diesen Preis nicht, so packt er wieder auf und zieht mit seinen Waren einige Tage weiter zur altgewohnten Faktorei an der Küste, wo er den gewünschten Preis bezahlt erhält. Die Geschäftsunkosten sind also durch dieses Vorgehen wesentlich vermehrt und dabei ist der Gewinn geschmälert worden. Zwar wird man versuchen, durch Verringerung der Qualität der ohnehin schon ganz elenden Manchesterbaumwollenwaren, durch allerlei Betrügereien und Kürzungen in den Maßen, mit denen die Ölfrüchte gemessen werden etc., die Mehrkosten wieder herauszuschlagen,

allein der Schwindel hat auch in Afrika kurze Beine, und schließlich wendet sich der geprellte schwarze Händler doch wieder dem ihm am reellsten erscheinenden Hause zu.

Die Idee, den Handel im Innern von Afrika aufzusuchen, anstatt ihn an der Küste abzuwarten, muß danach als eine augenblicklich noch verfrühte und deshalb unglückliche bezeichnet werden, wenn man die eigentümlichen Verhältnisse dieses Handels und die großen Transportschwierigkeiten in Afrika erwägt. Auf weite Strecken ins Innere hinein kann man die Landesprodukte nur zu denselben Preisen wie an der Küste kaufen, und da, wo tief im Innern dieselben wirklich wohlfeiler zu haben sind, sind dem Käufer die ungeheuren Transportkosten der Waren auferlegt, die einen Gewinn vielfach ganz illusorisch machen. Man darf nie vergessen, daß im tropischen Afrika das einzige Transportmittel der Mensch ist. Pferde, Maultiere haben sich, sobald man ihnen harte Arbeit, wie sie sich nötig macht, auferlegt, nie halten können. Man hat zwar schon viel über Eisenbahnen oder gar Trambahnen geredet, die längs der Congotatarakte angelegt werden sollten, um den oberen Congo mit dem Atlantic zu verbinden. Von den ungeheuren Terrainsschwierigkeiten hat man sich aber, da noch keine Vermessungen vorliegen, noch gar keine Vorstellung gemacht, eine solche Bahn würde eine fast ununterbrochene Reihe von Tunneln, mächtigen Einschnitten, Dämmen und Brücken sein, von einer Trambahn ganz zu schweigen, die der erste tropische Regenguß hinwegschwemmen würde, denn es fallen oft ungeheure Regenmassen in ganz kurzer Zeit. (100 mm Regenfall in einigen Stunden ist nicht so selten.) Gesezt selbst, die Eisenbahn würde mit großen Kosten gebaut, so würde auf lange Jahre hinaus von einer Verzinsung des angelegten Kapitals doch nicht die Rede sein können. Das wenige Elfenbein, das man im Innern alljährlich noch aufkaufen kann, würde sich sicherlich in einem einzigen mäßigen Eisenbahnzug zum Meere herabschaffen lassen, und die übrigen Landesprodukte mit Ausnahme des Kautschuks und etwaiger Metallerze stehen zu niedrig im Preise, um einen kostspieligen Schienenwegtransport zu vertragen. Ehe die Eingebornen dazu gebracht sein werden, die Produkte in solchen Massen anzubauen, daß auch der Eisenbahntransport sich schließlich noch lohnt, bis dahin dürfte bei der genugsam bekannten Trägheit der Neger noch mancher Kubikmeter Wasser den Congo herabgefließen sein. Es werden nun zwar in unserer Zeit die großartigsten Unternehmungen ausgeführt, Meere mit einander durch Kanäle verbunden und Gebirge durchbohrt, aber alle diese Unternehmungen basieren doch auf einem mehr oder minder durchsichtigen, zahlenmäßigen Nachweis über die Rentabilität und sind dazu bestimmt, Kulturcentren einander zu nähern. Aber Centralafrika ist noch lange nicht ein Kulturcentrum, es ist noch sehr wenig bekannt, und seine indolente Bevölkerung wird nur mit Mühe und nach jahrhundertlanger Arbeit, nicht von heute auf morgen, auf einen höheren moralischen Standpunkt zu bringen sein.

Bei der jetzt in Deutschland so überaus lebhaften Erörterung der Kolonialfragen ist bereits wiederholt direkt die Ansicht geäußert worden, daß, wenn Innerafrika erst diejenige weiße Bevölkerung aufgenommen habe, die es ernähren könne, es auch großen Massen unserer heimischen Produkte Absatz gewähren werde. Meine Herren, ich glaube nicht genug vor einer

derartigen Ansicht warnen zu können. Von europäischen Ackerbaukolonien in den Tropen, speziell in Westafrika reden zu wollen, muß entschieden als eine ganz abenteuerliche Idee bezeichnet werden. Kein Europäer kann in den Tropen, auf die Dauer der Sonne ausgesetzt, harte körperliche Arbeit, wie sie namentlich der Ackerbau verlangt, verrichten; er kann wohl hie und da mit zugreifen und die Arbeit beaufsichtigen, aber mehr auch nicht. Es müßte der Versuch, Bauern und Landarbeiter durch Vorpiegelungen in diese Gebiete zu locken, geradezu auf das Energiichste öffentlich bekämpft und gebrandmarkt werden. Man sollte meinen, die traurigen Resultate der verschiedenen Kolonisationsversuche im tropischen Brasilien und in Centralamerika ständen noch deutlich genug als warnendes Beispiel da. Ein geregeltes Familienleben mit einer geordneten Erziehung der Kinder ist in einem großen Teil der Tropengegenden nicht möglich, und damit ist die Fortpflanzung der Superiorität unserer Race auf weitere Generationen abgebrochen.

Stets ist den südeuropäischen Völkern, namentlich den Spaniern und Portugiesen, zugestanden worden, daß sie am besten von allen europäischen Nationen das tropische Klima zu ertragen vermöchten. Allein Loanda z. B. besteht nun über 300 Jahre, und doch findet man keine einzige Familie mit reinem Blute, die ihren Ursprung auf die ersten Ansiedler, ja nur auf solche aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückführen könnte, eben so wenig als man in Ostindien und Java im Lande geborene und erzogene Engländer und Holländer in dritter Generation finden wird. Denn wenn die Kinder von Weißen von ihrem 4. oder 6. Lebensjahre an bis zur Geschlechtsreife nach kälteren Klimaten zurückgeschickt werden müssen, um sie am Leben zu erhalten oder um wenigstens ein fortpflanzungsfähiges, die Erhaltung der Rasse sicherndes Geschlecht zu erzielen, dann kann von einer erfolgreichen Kolonisation in dieser Hinsicht nicht die Rede sein, denn solche Fürsorge für seine Nachkommen kann nur der wohlbesoldete Regierungsbeamte oder reichlich verdienende Kaufmann, nicht aber der Bauer und Handwerker aufwenden. Ebenso wenig wird aber auch durch Vermischung mit den Landesbewohnern in Folge des vorübergehenden Aufenthaltes von Weißen in einem solchen Lande eine Race erzeugt werden, die die geistigen Vorzüge ihrer Stammväter aus Europa aufzuweisen hat, vielmehr werden nur zu leicht die schlechten Seiten der Charaktere der Eltern zum Ausdruck gelangen. Meinen doch selbst Kenner ostasiatischer Verhältnisse, daß bereits die im Lande geborenen Kinder von eingewanderten Europäern in vielen Fällen Zeichen der Degeneration aufzuweisen haben und häufig geistig weniger beanlagt sind als ihre Eltern.

Auf der anderen Seite wollen wir jedoch hervorheben, daß unserer Ansicht und Erfahrung nach das tropische Klima, also auch das von Afrika, viel von seiner Gefährlichkeit verlieren würde, wenn die Europäer durchschnittlich vernünftiger und — das gilt hauptsächlich von Ostasien — weniger opulent leben würden. Alle Excesse bestrafen sich bei den Meisten bitter. Wir sehen nicht ein, obwohl wir am Congo eine ganze Reihe der kräftigsten und in ihrem besten Lebensalter stehenden Männer haben sterben sehen, warum ein von Haus aus körperlich gesunder Europäer, wenn er nicht allzugroßen Strapazen ausgesetzt ist, bei einer einfachen aber kräftigen

Ernährungsweise nicht eine ganze Reihe von Jahren ohne besondere Schädigung seiner Gesundheit in Afrika, wenn es nicht an einem gar zu ungesunden Platz ist, leben könnte. Die vielen Cognacs, Absynths, Brandys und Bitters haben viel mehr Europäern ein frühes Grab bereitet, als das Fieber. Aber darum wird nie, so lange wir Nordamerika, Südbrasilien und Australien noch irgend Platz bieten, das tropische Afrika das Ziel der Auswanderung mit Weib und Kind werden. Die Küstengebiete des südwestlichen Afrika sind ein Hungerland, dessen Hilfsmittel in Jahren der Dürre nicht genügen, der einheimischen bedürfnislosen Bevölkerung das Leben zu fristen. Das höher gelegene Innere ist gesünder und an natürlichen Hilfsquellen reicher, aber für eine ackerbaureibende weiße Bevölkerung schwerlich geeignet. Zudem erweist sich dasselbe von Tag zu Tag als dichter bevölkert, als man bisher annahm, und diese Bevölkerungsdichtigkeit wird immer weiter zunehmen, da durch den mehr und mehr eingeschränkten Sklavenhandel die Dezimierung der Bewohner aufhört. Da nun aber die Negernatur eine äußerst widerstandsfähige ist, so darf nicht erwartet werden, daß es vielleicht so leicht sein wird, die schwarze Rasse zu verdrängen, wie dies in Nordamerika und der Südsee mit den Indianern und Südpazifischen Inseln der Fall gewesen ist. Weder jenes abscheuliche Gift, das als Num und Gin von Europa nach Afrika importiert wird, noch die Krankheiten aller Art, welche die Gefolgschaft der Weißen zu bilden pflegen, sind im Stande, die schwarze Race zu verdrängen, oder derselben nur einen nennenswerten Abbruch zu thun.

Was nun speziell die Interessen Deutschlands am Congo betrifft, so ist zunächst zu konstatieren, daß deutsche Handelshäuser und deutsche Faktoreien dort bis jetzt nicht existieren. Unser Handel ist also augenblicklich nur indirekt dort interessiert, indem ein Teil des am Congo verhandelten Nums und Schnapfes und ferner wohl auch ein Teil der Eisenwaren und des Pulvers indirekt aus Deutschland stammen; die Baumwollenwaren dagegen kommen wohl fast ausnahmslos aus englischen Fabriken.

Die Congofrage hat daher für Deutschland augenblicklich nicht dieselbe Wichtigkeit von handelspolitischem Standpunkte aus wie für eine Reihe anderer Länder. Aber, meine Herren, Centralafrika ist nicht ein Gebiet, das bereits in der Gegenwart eine hohe Bedeutung hat, sondern nur ein Land zukünftiger Bedeutung, einer Zukunft freilich, die wohl ferner hinaus liegt, als man vielfach anzunehmen pflegt, denn Afrika und seine Bewohner sind äußerst konservativ, und mit Unterstützung und Gewalt läßt sich dort nicht viel ausrichten.

Die Politik Deutschlands in Bezug auf die Congofrage wird also hauptsächlich darauf zu richten sein, den politischen augenblicklich noch ganz unklar und dunkel liegenden Verhältnissen am Congo eine beartige Gestaltung zu geben zu suchen, daß die ausgedehnteste und größtmögliche Garantie dafür geboten wird, daß auch der deutschen Industrie in späteren Jahrzehnten und kommenden Jahrhunderten der möglichst vor Abgaben und Zöllen zu schützende Absatz nach dem Innern des afrikanischen Kontinentes gesichert ist und offen bleibt, daß keine europäische Macht eine dominierende Stellung in Centralafrika erhält, und daß alle darauf hinauslaufenden anderweitigen, wirklich ernstlichen Bestrebungen Deutschlands Unterstützung finden.

Meine Herren, es steht wohl außer Zweifel, daß, da die Entscheidung über den Congo einzig und allein in der Hand der europäischen Großmächte liegt, der allbewährte Leiter der deutschen Politik, welcher soeben erst, und mit Stolz können wir auf diese Thatfache zurückblicken, durch sein Machtgebot den die Freiheit des Congo so gefährdenden portugiesisch-englischen Vertrag von der Bildfläche hat verschwinden lassen, auch ferner Mittel und Wege finden wird, um die gegenwärtigen und noch vielmehr die zukünftigen Interessen Deutschlands im südwestlichen Afrika in energischer und ausgiebiger Weise zu wahren. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Indem ich dem Herrn Nebner für seine interessanten Ausführungen namens der Versammlung, die ja eigentlich schon durch ihren lebhaften Beifall den Dank selbst ausgesprochen hat, verbindlichst danke, erlaube ich mir, noch einige Worte seinen Ausführungen hinzuzufügen. Ich finde es besonders wertvoll an der vernommenen Darstellung des Herrn v. Dandelman, daß er so objektiv, falsche Illusionen zerstörend, über die Verhältnisse des Innern Afrikas und des Congogebietes geredet hat. Es ist ja ein Irrtum, zu meinen, hier ist ein sehr fruchtbares großes Reich, folglich muß es auch reich sein. Wir wissen Alle, meine Herren, neue Werte werden stets nur durch Zusammenwirken von drei Faktoren erzeugt, durch Kapital, Intelligenz und Arbeitskraft, und wo einer dieser Faktoren fehlt, ist eine Wertzerzeugung, wenn auch andere Grundbedingungen vorhanden sind, einfach nicht möglich. Das gilt in Bezug auf die ganzen mittel- und südafrikanischen Länder und Völker um den Congo herum und in unendlich vielen anderen Gebieten. Gewiß liegen da, in Mittelafrika, die Produktionsfähigkeit des Bodens angesehen, sehr viele neue britische Ostindien; aber die Entwicklung solcher Länder, und das ist eben ein kulturgeschichtliches Gesetz, geht langsam. Was in Afrika fehlt, das ist einfach die Erziehung des Negers zur Arbeit. So lange nicht der Eingeborene selbst, sei es auch durch einen gelinden, aber verständigen Zwang einer über sie herrschenden höheren Rasse, zu einer bestimmten wachsenden und verdienstreichen Produktion angehalten und genötigt wird, so lange ist der reichste Boden der Welt nichts wert, wenn man dort zunächst auch ein paar Jahrzehnte lang Raubhandel treiben kann. Es wird also bei den Operationen, die am Congo bevorstehen, auch das vornehmlich in Betracht kommen, daß, sei es durch europäische Kolonialmächte, sei es durch Bestand haltende größere Associationen, eine Erziehung des Negers zur Arbeit stattfindet. Wir haben eine größere Hamburger Firma, die gerade auf afrikanischem Gebiete in den letzten 15 Jahren mit besonderem Erfolge und mit Nachdruck arbeitet und in den letzten 4—5 Jahren diesen Grundsatz: „Bloßer Handel ist eigentlich doch mehr oder weniger ein Raubhandel, und es kommt vielmehr in solch unkultivierten Ländern darauf an, in gewissem Umkreise, soweit es möglich ist, die Bevölkerung an bestimmte und lohnende Arbeit zu gewöhnen“ — sich zur Richtschnur genommen hat. Ich glaube, diese Erkenntnis und weitere Schritte in dieser Richtung sind das Entscheidende für die fernere Kultivation des Innern Afrikas.

M. G.! Der Vorstand hofft, daß an die gehörten Vorträge sich auch eine Diskussion schließen wird; ich erlaube mir aber zunächst, Ihnen einige an dieselben anknüpfende Resolutionen vorzulesen, auf die sich dann ja auch von selbst die Diskussion erstrecken wird. Der Vorstand unseres Westdeutschen

Bereins hat sich geeinigt, Ihnen dieselben vorzulegen, und bittet um Ihre einmütige Annahme. Die Resolutionen lauten:

„1. Mit freudiger Genugthuung begrüßt die Versammlung die von der Deutschen Reichsregierung in jüngster Zeit gethanen vorbereitenden Schritte zur Wahrung gegenwärtiger und zukünftiger Interessen Deutschlands im Gebiete des Congostromes und der mittelafrikanischen Westküste. (Bravo!)

2. Mit noch größerer dankbarer Befriedigung erfüllt die Versammlung die Erklärung des deutschen Reichskanzlers, daß die Ingra-Bequena-Bai und die Küstenstriche des Groß-Namaqua-Landes unter den Schutz des Reiches gestellt seien. (Bravo!)

3) Sie giebt sich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß auch dem nördlicheren Küstengebiete des aufstehenden Herero-Landes die Protektion des Deutschen Reiches zu teil werde, sowohl im Blick auf die seit langen Jahren dort bestehenden deutschen Interessen, als auch zur Gewinnung einer genügenderen wirtschaftlichen Basis für deutsche Unternehmungen an der Küste Südwestafrikas.“ (Beifall.)

Herr Dr. v. Dandelman hat die Güte gehabt, im Saale eine Reihe von Aquarellen von dem Congogebiete zc. auszustellen, und wird nun zunächst die Freundlichkeit haben, dieselben kurz zu erläutern.

Nachdem dies geschehen, wird die Diskussion eröffnet. Es erhält zunächst das Wort Landtagsabgeordneter Kumpff (Schloß Aprath): Meine Herren! Bei der Wichtigkeit, welche jede Kundgebung der Unterstützung dieses ersten Schrittes hat, welchen die Reichsregierung gethan, um unsere Bestrebungen zu begünstigen, möchte ich den Antrag stellen, einstimmig die Resolutionen, wie sie der Vorstand vorgeschlagen hat, zu acceptieren. (Bravo!)

Generalsekretär Bued (Düsseldorf): Ich schließe mich dem Antrag des Vorredners vollständig an und möchte mir nur gestatten, noch einige Bemerkungen zu den höchst interessanten Mitteilungen zu machen, die wir soeben gehört haben. Auch ich muß mit dem Vorsitzenden dankend hervorheben, daß Herr v. Dandelman mit so anerkennenswerter Offenheit den Irrtümern entgegengetreten ist, welche so vielfach dahin verbreitet sind, als wenn man in den besprochenen Landesteilen auch Ackerbaukolonien gründen könnte. Weil die Unmöglichkeit, solches zu thun, also vollständig nachgewiesen ist, so tritt die ganze Bedeutung dieser Kolonialbewegung für die deutsche Industrie, für unsere Produktion, hauptsächlich — und ich glaube, die Herren werden mir auch zustimmen — in den Handelskolonien hervor. Ich glaube aber, daß die Bedeutung der Handelskolonien nicht in genügender Weise beachtet wird, wenigstens von den vielfach hervortretenden Kolonialbestrebungen hier im Lande. Es ist uns von Reisenden und auch von dem geehrten Herrn Freiherrn v. Dandelman in seinem sehr interessanten Vortrage mitgeteilt worden, daß das Hinterland ein ungemein dicht bevölkertes und daß die Bevölkerung voraussichtlich noch in steter Zunahme begriffen ist. Es kommt nun meines Erachtens darauf an, unsere Warenfabrikate an diese Bevölkerung abzugeben, die uns als eine arbeitsschene und durchschnittlich arme Bevölkerung geschildert worden ist. Es ist meines Erachtens die Aufgabe der Handelskolonie, diese Bevölkerung an den Absatz unserer Produkte zu gewöhnen,

sie zu veranlassen, uns etwas abzunehmen; und diese Aufgabe wird ja auch jetzt schon in hervorragender Weise von ihnen erfüllt. Der verehrte Herr Vorsitzende hat uns die drei Hauptbedingungen für die Produktion genannt: Arbeit, Intelligenz und Kapital, hat aber geglaubt, daß die vortrefflichste derselben, die Arbeit, von der dortigen einheimischen Bevölkerung nicht zu erreichen sein wird, ohne einen gelinden Zwang einer höher stehenden Klasse auf sie auszuüben. Ich glaube, meine Herren, daß es auch noch ein anderes Mittel giebt, diese dichte und bis jetzt wenig produktive Bevölkerung an Arbeit zu gewöhnen, und dieses Mittel wird in erfolgreichster Weise von unseren Handelskolonien angewandt.

Wenn wir den Geschäftsgang dieser Kolonien einigermaßen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, so werden wir finden — und ich glaube mich in dieser Erkenntnis nicht zu irren — daß ihr ganzes Bestreben und ihr Geschäftsbetrieb darauf hinausgeht, die Eingeborenen an Bedürfnisse zu gewöhnen; und ich glaube, daß die Gewöhnung an Bedürfnisse das weitere Mittel ist, sie zur Arbeit zu veranlassen. Nicht nur bei so wenig entwickelten Menschen, sondern auch bei allen anderen herrscht der Trieb der Nachahmung, und er mag dort bei jenen Völkern vielleicht noch mehr ausgebildet sein, als wir hier unter uns beobachten, obgleich auch hier nach diesen Richtungen hin noch recht ernsthafte Erwerbungen gemacht werden können. Auf diesem Nachahmungstrieb beruht das Geschäftsprinzip unserer Handelskolonie; sie sucht die Bewohner möglichst an Bedürfnisse zu gewöhnen, in der Voraussetzung, daß die anderen ihnen folgen, daß sie den Besitz derjenigen Dinge erstreben werden, in den sich Einzelne schon gesetzt haben. Dieses Streben, sich in den Besitz gewisser Dinge zu setzen, das ist das Mittel, welches sie meines Erachtens mit der Zeit zu einer größeren Arbeitsleistung veranlassen wird, und hierin erblicke ich die Zukunft des Absatzes unserer Industrieartikel durch die Handelskolonien. Ich lege also bei dieser ganzen westafrikanischen Frage das Hauptgewicht auf Handelskolonien in solchen Gegenden, die ein dichtbevölkertes Hinterland haben, und in dieser Beziehung sind für mich von ganz außerordentlicher Bedeutung diejenigen Landstriche, die bis jetzt schon von unseren Handelskolonien besetzt sind, leider aber unter dem Hoheitsrecht anderer Nationen stehen. Es giebt nun freilich an der Westküste noch solche Landesstriche, die von keiner europäischen Macht besetzt sind, und ich glaube, daß die Bestrebungen darauf gerichtet werden müssen, an solchen Stellen auch Handelskolonien zu errichten und diese Gebiete unter deutsches Hoheitsrecht zu bringen. Von diesem Grundsatz ausgehend, begrüße ich diese Resolutionen auch mit großer Freude, namentlich die erste, da sie sich gewissermaßen nicht auf ein engbegrenztes, schon jetzt ersichtliches Gebiet beschränkt, sondern das Prinzip ausspricht, nach welchem auch in anderen Regionen, in anderen Küstenstrichen, deutsche Niederlassungen begünstigt werden sollen, eben da ich glaube, daß durch die Niederlassung von Handelskolonien der Absatz unserer Fabrikate und Produkte am meisten gefördert werden kann. Denn dies ist meiner Ansicht nach, wie ich schon eingangs bemerkte, zunächst bei der ganzen Kolonialfrage an der afrikanischen Westküste ins Auge zu fassen, da, wie wir gehört haben, Ackerbaukolonien, die ja in erster Reihe die ganzen kolonialen Bestrebungen ins Leben gerufen haben, doch nicht die lebensfähigsten sind. (Bravo!)

Regierungsrat Dr. Königs (Düsseldorf): Ich bin dem Vortrage des Herrn Freiherrn v. Danckelman ebenfalls mit großem Interesse gefolgt, und ich glaube, wir alle stimmen ihm darin bei, daß Centralafrika durchaus ungeeignet für Ackerbaukolonien ist. Ich möchte mich aber gegen eine Bemerkung des Herrn Vortragenden wenden, als ob die Congoküste für Deutschland weniger Interesse hätte als etwa für Portugal, die Niederlande oder Frankreich. (Bravo.) Ich glaube umgekehrt, daß Deutschland das allergrößte Interesse an Centralafrika hat. (Bravo.) Es ist ja richtig, was der Vortragende sagte, daß der Handel zur Zeit noch ein geringerer und die Bevölkerung bedürfnislos ist und an Arbeit nicht gewöhnt werden kann. W. S.! Ich bin aber ebenso überzeugt, daß ohne europäische Herrschaft ein wirklich großer Export und eine blühende Handelskolonie in Centralafrika nicht geschaffen werden kann. Wir können es ja geradezu sagen, unsere Kultur drängt dahin, die außereuropäischen Länder durch europäische Kultur zu beherrschen. Wo soll Deutschland das nun finden außer in Centralafrika? England und Holland haben ihr Ostindien, Frankreich dehnt sich jetzt in Hinterindien aus, und das einzige Land, in welchem Deutschland jetzt sein Ostindien finden kann, ist Centralafrika. Wir haben Überschuß an Kapital und Menschen, und alles drängt dahin, Kolonien zu erwerben. Der einzige Weltteil, wo wirklich noch größere Handelskolonien geschaffen werden können, ist Centralafrika. Ich glaube, es wäre für uns alle von sehr großem Interesse gewesen, wenn wir über die politischen Gestaltungen der dortigen Gesellschaft und über den französischen Vertrag, welcher mit der afrikanischen internationalen Gesellschaft abgeschlossen ist, etwas Näheres erfahren hätten. (Bravo.) Ich glaube, wir haben das dringendste Interesse daran, dagegen Verwahrung einzulegen, daß diese Zukunftskolonie Deutschland weggenommen werden kann, daß irgend eine andere europäische Macht dort festen Fuß faßt. Ich betrachte es als einen großen Vorteil und bin den beteiligten Handelskammern sehr dankbar, daß sie, der Anregung der Solinger Kammer folgend, zunächst die bestehenden Handelsinteressen wahrten und Verwahrung dagegen einlegten, daß durch einen nominellen Vertrag Portugal als Inhaber der Congoküste angesehen und ihm das Recht eingeräumt würde, dort Zölle zu erheben, wo bisher auch deutsche Waren zollfrei eingingen. Es ist ja unserem Reichskanzler gelungen, durch seinen Einspruch diese Gefahr zu beseitigen, aber damit ist nur die eine Gefahr beseitigt; die Möglichkeit, daß Frankreich oder irgend eine andere Macht dort ausschließlicher Besitzer wird, muß ebenso bekämpft werden, und ich glaube, daß wir das dringendste Interesse haben, zunächst, wenn es nicht anders geht, die Neutralität und Internationalität dort zu wahren, aber auch auszusprechen, daß wir die Verufensten dazu sind, um dort eben selbst besitzergreifend nötigenfalls vorzugehen. (Sehr richtig.) Ich glaube, daß diese Gedanken übrigens in den Resolutionen, wenn auch vielleicht etwas zart, ausgedrückt sind, und empfehle Ihnen daher ebenfalls die Annahme dieser Resolutionen. (Beifall.)

Freiherr Dr. v. Danckelman: W. S.! Es ist von dem Herrn Vordner als sehr wünschenswert bezeichnet worden, daß ich mich über das Verhältnis der association internationale africaine zu Frankreich näher ausgelassen hätte. Ich habe diese Blicke in meinem Vortrage sehr wohl selbst gefühlt, aber wie Herr Dr. Fabri mir gern bezeugen wird, habe

ich der gütigen Einladung, in dieser Versammlung einen Vortrag zu halten, nur unter der Bedingung folgen können, daß ich davon dispensiert werde, über jenen Teil der Congofrage zu reden; denn ich stehe noch in gewissen Beziehungen, wenigstens in bezug auf wissenschaftliche Bearbeitung meiner Beobachtungen, zu Brüssel und habe einen Kontrakt eingegangen, wie überhaupt alle Mitglieder der Expedition, nichts Direktes in dieser Hinsicht zu thun und von den Interessen der Gesellschaft zu reden. Ich glaube deshalb in meinem Vortrage bis an das äußerste Maß dessen gegangen zu sein, was ich in dieser Richtung thun konnte. Sie wollen also entschuldigen, wenn ich diese wichtige Seite der Frage nicht habe behandeln können; meiner Ansicht nach ist diese Frage die bedeutungsvollste, sie ist für uns Deutsche wichtiger als der portugiesisch-englische Vertrag, weil uns eben von Frankreich bedeutender Schaden drohen kann. — Was nun ferner die Ausführungen des Herrn Bued in bezug auf die Erzeugung von Bedürfnissen als ein Mittel zur Zivilisierung Afrikas betrifft, so muß ich dem allerdings vollständig zustimmen. Ich stehe nicht auf so übertrieben humanem Standpunkt, daß ich einem gewissen geringen Zwange, der auf die Neger in bezug auf Arbeitsleistungen zu legen wäre, durchaus nicht das Wort reden könnte; aber auf der anderen Seite hat der Herr Vorredner durchaus Recht, wenn er betont, daß die Erzeugung weiterer Fortschritte in Afrika wesentlich mit davon abhängt, neue Bedürfnisse zu schaffen. Es ist dies von ganz besonderer Bedeutung, und ich will zum Beweise dafür nur einen Fall anführen. Nördlich vom Congo, an der Loangoküste, dem Schauplatz des ehemaligen deutschen Exports 1875/76, wohnt ein Negerstamm, der zur Zeit, als der Walfischhandel an der Küste blühte, zu Anfang und in der Mitte dieses Jahrhunderts, vielfach in Berührung mit den Walfischfängern kam, welche in der Bai von Loango lagerten und auf Fang warteten. Auf diese Weise traten die Neger dort auch mit der europäischen Kultur in Berührung, was augenblicklich die Veranlassung dazu ist, daß sie einer der wenigen Stämme sind, welche überhaupt zu entsprechendem Preise für den Weißen arbeiten. Diese Neger arbeiten deshalb, weil sie an gewisse europäische Genüsse gewöhnt sind, an möglichst viel Schnaps und Tabak, und ferner spielen hierbei, wie ja so häufig, die Frauen eine Rolle. Die Frauen sind auch in Afrika sehr teuer, und diejenigen jenes Negerstammes sind von jeher sehr eifrig bemüht gewesen, sich möglichst viel bunte Tücher und schöne Schmuckgegenstände zu beschaffen. Die betreffenden Cheherren können nun aber diese Sachen, um ihren Frauen zu gefallen, nicht anders erwerben, als dadurch, daß sie sich eine Zeit lang in den Dienst der Weißen stellen, von denen sie dann alle diese Gegenstände für ihre Frauen erhalten. So liegt also auch in der Frauensfrage ein Agens für die Fortentwicklung und Erziehung der Völker der uncivilisierten Welt.

Vorsitzender: Ich möchte die Ausführungen des Herrn Regierungsrat Dr. Königs meinerseits durchaus unterstützen. Ich bin auch vollkommen davon überzeugt, daß der neuerdings zu Tage getretene Vertrag der Internationalen Gesellschaft mit Frankreich für die Entwicklung der ganzen Congofrage und namentlich für die Stellung, welche Deutschland dazu einnehmen wird, von der allergrößten Bedeutung ist, viel wichtiger noch als der portugiesisch-englische Vertrag. Ich schließe mich auch den

anderen Ausführungen des Herrn Regierungsrat Dr. Königs über die Richtung durchaus an, in welcher diese Schwierigkeit zu lösen sein wird, wenn anders der Grundgedanke, der hier, wie es scheint, von allen Seiten seine Vertretung findet, auch von Seiten der Reichsregierung erfaßt und festgehalten wird. Nun, m. H.! das werden wir demjenigen, der bei uns die politische Route vorzeichnet, überlassen müssen.

Konful a. D. Paul v. Schwarze (Düsseldorf): Ich möchte mir nur einige Bemerkungen gegenüber den Ausführungen des Herrn Bued erlauben. Nach meiner Meinung muß der erste Grund zur deutschen Kolonisation durch Bergbau- und nicht durch Handelskolonien gelegt werden. Denn gerade der Bergbau sichert der Kolonie von vornherein die größte Selbständigkeit, und er allein kann wohl auch unserer gesamten Industrie ein Absatzgebiet schaffen. Die Kolonien, welche auf Ackerbau gegründet werden, können aber allenthalben dem einheimischen Ackerbau und der einheimischen Viehzucht nur Konkurrenz machen, und die Kolonien, die allein auf den Handel basieren, werden sich über kurz oder lang vom Mutterlande emanzipieren und ihre Handelswaren nach allen möglichen Weltmärkten verschicken. Eine auf Bergbau gegründete Kolonie, namentlich in Gegenden, wo Steinkohlen zur Gewinnung der Mineralien nicht vorhanden sind, würde Absatzgebiete für unsere gesamte heimische Industrie und nicht bloß einen massenhaften Verbrauch für unsere Eisen- und Stahlindustrie schaffen; sie würde ferner im Anfange wahrscheinlich auch der Landwirtschaft und Viehzucht Absatzgebiete eröffnen. Wenn dann später auf Grund des Bergbaues das reiche Hinterland eröffnet werden kann, so bin ich damit völlig einverstanden. Durch Bergbaukolonien erwächst auch unserer deutschen Aheberei großer Nutzen durch Einfachten von Steinkohlen, Maschinen, Geräten, Lebensmitteln u. s. w. und ebenso durch die Rückfahrt von Erzen u. s. w. nach dem Mutterlande. Es muß nun natürlich das Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, nicht in solchen Gegenden Bergbau zu betreiben, in welchen Erze lagern, die den heimischen Erzen zu große Konkurrenz machen würden, wie Eisenstein, Bleierz u. s. w. Dagegen würde die Gewinnung von Kupfer-, Zinn-, Zink-, Nickel-, Schwefel-Erzen und goldhaltigen Mineralien ganz sicherlich der deutschen Industrie nur nützlich sein. (Bravo!)

Abgeordneter Kunzpf: Ich wollte bezüglich der Ausführungen des Herrn Generalsekretärs Bued, daß man Bedürfnisse schaffen müsse, nur bemerken, daß wir selbstverständlich mit Rohmaterialien zunächst handeln müssen und noch gar nicht wissen können, in welcher Weise sich das Absatzgebiet gestalten kann. Es ist ja möglich, daß Völkerschaften, die näher bei einander wohnen, Bedürfnisse schaffen und sich an europäische Bedürfnisse anschließen. Sodann wollte ich, um auf das von dem Herrn Vorsitzenden Gesagte zurückzukommen, aussprechen, daß, nachdem wir den ersten Beweis bereits in dem Einschreiten unseres Reichskanzlers bezüglich des portugiesisch-englischen Vertrags vor uns sehen, ein Grund zu Besorgnissen für die Zukunft durchaus nicht vorliegen kann, und daß uns der Reichskanzler in jeder Beziehung gegen irgend welche Übergriffe Frankreichs noch mit viel mehr Energie schützen wird, als er es in jener Angelegenheit gethan hat.

Kommerzienrat Rud. Weyermann (Weichlingen): M. H.! Ich wollte nur aussprechen, daß ich persönlich sowohl wie in meiner Eigenschaft als

Mitglied des Vorstandes und Vertreter der Interessen des Vereins durchaus dieselben Anschauungen vertrate, wie Herr Dr. Königs, und Herrn v. Dandelman zuerst meinen Dank abtatten möchte für seinen interessanten Vortrag. Dann möchte ich mich aber auch voll und ganz dem Bedauern anschließen, daß uns über die Verträge bezüglich der Congofrage nichts weiter mitgeteilt worden ist. Es ist das ein Unterlassen, das, wie Herr v. Dandelman selbst sagt, er ebenfalls in seinem Vortrag als Lücke empfunden hat; aber ich achte und ehre vollkommen die Zurückhaltung, die er geglaubt hat sich selbst auferlegen zu müssen. Wenn dies nun auch bei uns Anerkennung findet, so ist das eine um so bringendere Aufforderung für uns, unsere Resolutionen auch an der richtigen Stelle anzubringen, und ich möchte daher den Versammlung den Vorschlag machen, die Resolutionen, sobald sie, wie ich hoffe, einstimmig angenommen sein werden, sofort, und zwar telegraphisch, dem Herrn Reichskanzler als Ausdruck der Versammlung zu übermitteln. (Allseitige lebhaftige Zustimmung.)

Generalsekretär Bued: M. H.! Ich wollte mir erlauben, zunächst dem Herrn Abg. Rumpff zu erwidern, daß der Ausdruck „Bedürfnisse zu schaffen“ nicht ganz von mir gebraucht worden ist; ich habe von „Gewöhnung an Bedürfnisse“ gesprochen, und dieses Prinzip wird von den hervorragendsten Exporthäusern, resp. denjenigen, welche Handelskolonien an der Westküste errichtet haben, aufs Entschiedenste befolgt. Ich halte mich nicht für befugt, die Eindrücke, die ich durch vertrauten Einblick in den Geschäftsbetrieb erlangt habe, hier detailliert zu schildern; sonst könnte ich mitteilen, daß die Bedürfnisse, an welche die Regier wirklich gewöhnt werden, sehr weit gehen, und sich infolge des von mir schon hervorgehobenen Nachahmungstriebes erwarten läßt, daß die Bedürfnisse in immer weitere Kreise hineindringen und Absatzgebiete schaffen werden. Wenn es der Versammlung bekannt wäre, welche verhältnismäßig kostspieligen Waren zum Absatz an Eingeborene angekauft werden, so würden Sie, m. H., dieser Auffassung wohl mehr zustimmen, als es nach den Ausführungen der Redner der Fall zu sein scheint. Ich lege auf Handelskolonien und Handelsniederlassungen im Gegensatz zu den Auslassungen des Herrn v. Schwarze ein bedeutendes Gewicht. Nach meiner Auffassung der Geschichte der Kolonisation und wie unsere ganze Kulturentwicklung gezeigt hat, ist die Kultur eines Landes in der Hauptsache immer durch Handelsniederlassungen, durch das Vorgehen des Handels und durch den Ackerbau erfolgt, am wenigsten aber durch Bergwerkskolonien. Ich glaube allerdings wohl, daß der Bergbau in den Gegenden, wie sie uns der Vorstehende geschildert hat, einen Zweig der Bestrebungen bilden werde, aber daß der Bergbau ganz vorzugsweise geeignet sein soll, uns Eingang in diese bis jetzt noch ziemlich verschlossenen Länder zu verschaffen und den Absatz unserer Industrieerzeugnisse zu befördern, daß muß ich von meiner Auffassung und Beurteilung der Verhältnisse aus bezweifeln.

Freiherr Dr. v. Dandelman: M. H.! Die Frage der Erweckung von Bedürfnissen unter der schwarzen Bevölkerung Afrikas ist, wie ich schon wiederholt zugestanden habe, äußerst wichtig und das Bestreben darnach durchaus gerechtfertigt. Zum Beweise dafür, wie weit die Bedürfnisse der Küstenbevölkerung jetzt schon vorgeschritten sind, will ich nur erwähnen,

daß man z. B. bei den sehr wohlhabenden Leuten, welche den Zwischenhandel zwischen der weißen und einheimischen Bevölkerung im Innern des Landes bewerkstelligen, Petroleumkochapparate und Nähmaschinen, ja selbst Mahagonikleiderschränke findet. Natürlich springt der Mahagoni bei Feuchtigkeit ab; aber das schadet nichts, er wird teuer bezahlt. All dieser Luxus jedoch, der bei einem gewissen Teile der Bevölkerung zum Vorteil für unsere Industrie in Europa eingerichtet ist, erstreckt sich eigentlich nur auf die unmittelbare Küstenbevölkerung, auf Leute, die nicht durch ihre Handarbeit, sondern durch den gewinnreichen Zwischenhandel ihr Geld verdient haben. Ehe die große Klasse der Centralafrikaner soweit gebiehet ist, um solche Bedürfnisse zu haben, bis dahin wird noch viel Zeit vergehen. Die Frage der Gewöhnung an Luxusbedürfnisse ist eine solche, die auf lange Zeit hinausläuft; mit diesem Hilfsmittel der Zivilisation wird sich in kurzer Zeit nichts erreichen lassen — ich spreche natürlich immer von der großen Masse der Afrikaner —, sondern es wird immer nur langsam vorangehen. Was nun die Mannigfaltigkeit der Warenbedürfnisse anlangt, die an verschiedenen Punkten gebraucht werden, so möchte ich die Aufmerksamkeit der hiesigen Industriellen, welche vielleicht daran denken könnten, in Bezug auf Warenprodukte im Congogebiete mit anderen auswärtigen Fabrikanten in Konkurrenz zu treten, darauf lenken, daß sich in Brüssel in dem Hause, welches die association internationale africaine vom Könige der Belgier angewiesen erhalten hat, ein Museum befindet, in welchem alle diejenigen Handelsartikel, die im Congogebiet gebraucht werden, ausgestellt sind, so daß jeder, der sich hinbemüht — und er wird Zutritt auch erhalten — diese Stoffe in Augenschein nehmen kann.

Herr Klebs (Wiesbaden): In den Ausführungen des Herrn Dandelman, die sehr interessant waren, tritt uns wiederum der Irrtum entgegen, als wenn die Auswanderungsfrage — die auch Kolonistenfrage genannt werden kann, denn 90 oder 95% unserer Auswanderer sind Kolonisten — von den deutschen Kolonialpolitikern mit der Kolonialfrage, mit der Frage nach dem Besten von Kolonien verbunden werden solle. Ich halte es für eine Hauptaufgabe des Kolonialvereins, Fürsorge für die Auswanderer vor, während und nach der Auswanderung zu treffen, und für eine vielleicht ebenso große Aufgabe, Kolonien zu schaffen, welche politisch vom Deutschen Reich abhängig sind. Diese zweite Frage verlangt aber eine ganz separate Lösung. Auf Grund des Irrtums, daß die Auswanderungsfrage mit der Kolonialfrage verbunden werden solle, sind namentlich durch die Zeitungen viele Angriffe auf den Kolonialverein und die kolonialen Bestrebungen gegangen und viele Anfragen an den Kolonialverein gerichtet worden, und deshalb halte ich es für gut, den Sachverhalt hier öffentlich zu konstatieren.

Vorstehender: Inbezug auf das soeben Geäußerte möchte ich bemerken, daß meines Wissens die Führer der Kolonialbewegung den Unterschied zwischen Ackerbau- und Handelskolonien doch immer klar und bestimmt betont haben. In dem Programm der heutigen Versammlung liegt es, daß wir uns einmal, wie Herr Bued ganz richtig hervorgehoben hat, mit Handelskolonien beschäftigen, und daß dieselben unter ganz andere eigentümliche Gesichtspunkte fallen, als die Frage der deutschen Auswanderung und ihre Organisation, das ist gewiß.

Die Diskussion wird hierauf geschlossen. — Die Versammlung nimmt einstimmig die oben mitgetheilten drei Resolutionen an und beschließt zugleich auch, entsprechend dem Antrage des Herrn Kommerzienrat Weyermann, dieselben telegraphisch dem Herrn Reichskanzler zu übermitteln.

Vorsitzender: In der Hoffnung, daß auch die heutige Versammlung anregend gewirkt hat und namentlich mit Hilfe der Presse in weiteren Kreisen des Volkes anregend wirken wird, schließe ich die Versammlung.

Schluß 3¼ Uhr.
